5 Pfennig

Montagsausgabe

5 Pfennig

Nr. 60.

31. Jahrg.

Abonnements-Bedingungen:
Abonnements-Preis pränumerando: Vierteljährl. 3,30 Mk., monatl. 1,10 Mk., wöchentlich 28 Pfg. frei ins Haus. Einzelne Nummer 5 Pfg. Sonntagsnummer mit illustrierter Sonntags-Beilage „Die Neue Welt" 10 Pfg. Post-Abonnement: 1,10 Mark pro Monat. Eingetragen in die Post-Zeitungs-Preisliste. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 2,50 Mark, für das übrige Ausland 4 Mark pro Monat. Postabonnements nehmen an: Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Portugal, Rumänien, Schweden und die Schweiz.

Erscheint täglich.

Vorwärts

Die Insertions-Gebühr
beträgt für die sechsgespaltene Kolonelzeile oder deren Raum 60 Pfg., für politische und gewerkschaftliche Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 30 Pfg. „Kleine Anzeigen", das fettgedruckte Wort 20 Pfg. (zulässig 2 fettgedruckte Worte), jedes weitere Wort 10 Pfg. Stellengesuche und Schlafstellenanzeigen das erste Wort 10 Pfg., jedes weitere Wort 5 Pfg. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 5 Uhr nachmittags in der Expedition abgegeben werden. Die Expedition ist bis 7 Uhr abends geöffnet.

Telegramm-Adresse: „Sozialdemokrat Berlin".

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1983.

Montag, den 2. März 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1984.

Mordfreiheit für den Streikbrecherlieferanten.

Aus Wien wird uns vom 27. Februar geschrieben:

Der Haß gegen die Arbeiter hat keine Grenze und kennt keine Grenzen: und so haben sich die nordböhmischen Geschworenen der „Volksrichter", die so oft im Reiche den Morden an streikenden Arbeitern Straflosigkeit zuerkannt haben, würdig gezeigt. Die Freisprechung des Lumpen Keiling ist ein Akt von Klassenjustiz schlimmster Art. Denn die Freisprechung vom Mord und die Zubilligung der Notwehr gegen einen Angriff auf das Leben steht mit den Ergebnissen des Beweisverfahrens im schroffen und eben deshalb im bewußten Gegensatz.

Nach dem österreichischen Gesetz wird die Tat nicht bestraft, wenn sie „in Ausübung gerechter Notwehr erfolgte". Gerechte Notwehr ist aber nur dann anzunehmen, „wenn sich mit Grund schließen läßt, daß sich der Täter nur der nötigen Verteidigung bedient habe, einen rechtswidrigen Angriff auf Leben ... von sich abzuwehren". Nun hat das Beweisverfahren lückenlos ergeben, daß von einem Angriff überhaupt oder gar von einem Angriff auf Leben keine Rede war. Dem Kerl ist überhaupt gar nichts geschehen; nicht einmal, daß man ihn so genannt hätte, wie er nach seiner Vergangenheit und Gegenwart zu bezeichnen wäre. Dieser Beweis ist, wie gesagt, lückenlos erbracht worden. Denn über den angeblichen Angriff, der den Schuß aus dem Browning, gezielt auf drei Schritte Entfernung auf Kopf und Hals, rechtfertigen soll, ist von gar keinem Zeugen auch nicht die bescheidenste Angabe gemacht worden. Wohl aber bestätigen ganz unbefangene Zeugen, wie die Köchin, der Schankbursch, der Kellnerlehrling, daß die Streikenden den Kerl nicht bedrängt haben, ihn weder angegriffen hatten, noch Miene machten, ihn anzugreifen. Wo der Angriff fehlt, kann es aber auch keine Notwehr geben.

Schließlich hat der Lump die Behauptung der Notwehr selbst fallen lassen und die Sache als einen ihm unerklärlichen Zufall hinstellen wollen. Deshalb hat sich ja der Staatsanwalt gegen die Eventualfrage auf Notwehr gewehrt und wegen der Zulassung die Nichtigkeitsbeschwerde angemeldet. Daß aber die Streikenden dem Menschen in die Küche nachgegangen sind, ist natürlich nicht unerklärlich. Ein Mensch, der ununterbrochen mit dem Revolver herumfuchtelt und mit dem Schießen droht, zwingt ja die Leute geradezu, ihn zu „verfolgen". Aber schon das, daß der Mörder die Schließung der Küchentür verhindert hat, wodurch er in volle Sicherheit gebracht worden wäre, schließt Notwehr völlig aus.

Die Geschworenen wollten einfach den Schuft freisprechen: weil er eben Lieferant von Streikbrechern ist, und sie diese Schandtätigkeit von ihrem Klassenstandpunkt aus als eine der bürgerlichen Welt ungemein nützliche Leistung erachten. Das ist keine jener Freisprechungen aus Sentimentalität, aus dem Hang, möglichste Milde walten zu lassen, wie sie in Oesterreich nicht selten sind: das ist ein bewußtes Klassenurteil. Sympathisch konnte selbst den Herren von Leitmeritz der Elende nicht sein, der die ganze Laufbahn des Verbrechertums durchmessen hat, und dessen Leben voll der erbärmlichsten und gemeinsten Handlungen ist. Aber so wertvoll dünkt dem „aufrechten Bürgertum" von heute die Organisierung des Streikbruchs, daß die Geschworenen über das Vorleben des Mörders hinwegsahen und nicht schwankten, für den feigen Mord die Entschuldigung beizustellen. In Oesterreich ist ein derart offener, alle Verhüllungen aufgebender Akt der Klassenjustiz noch nicht erlebt worden.

Eine gewisse Erleichterung kann man vielleicht darin finden, daß wenigstens die staatliche Justiz ihrer Pflicht eingedenk blieb. Man kann nicht sagen, daß der Staatsanwalt die Verfolgung nur zum Scheine, nur um der Form zu genügen, erhoben hätte; er hat in der Anklageschrift das Lügengewebe des Lumpen in Fetzen zerrissen, die Fabeln von den terroristischen Angriffen der Streikenden in nichts aufgelöst und hat in der Verhandlung die Anklage mit Nachdruck vertreten. Auch dem Gerichtshofe kann nicht nachgesagt werden, daß er etwa auf die Freisprechung hingewirkt hätte. Daß er die Frage auf Notwehr zuließ, war vielleicht Vorsicht, weil der Kerl sonst am Ende ganz frei gekommen wäre. Wir glauben auch nicht, daß ein so bösartiger Geschworenenspruch innerhalb Oesterreichs an anderen Orten als gerade in Deutschböhmen möglich wäre; so schamlos lassen auch bürgerliche Geschworene ihren bürgerlichen Klasseninstinkten sonst nicht freien Lauf. In Deutschböhmen allerdings wird das brutale Klassenempfinden des Unternehmertums noch durch den blindwütigen Haß der Deutschnationalen gegen die Sozialdemokraten verschärft. Hier versagt jeder Appell an Gerechtigkeit. In Deutschböhmen ist die Luft von Miasmen erfüllt.

Im übrigen ist freilich diese Mordtat und war diese Gerichtsverhandlung eine regelrechte Brandmarkung des Scharfmachertums und seiner erbärmlichen Schildknappen. Was schwatzen und lügen sie über den „Terrorismus der Arbeiter" alles zusammen! Nach ihren fabelhaften Schilderungen müßte man meinen, daß jeder „Arbeitswillige" von den Streikenden maßlos beschimpft, mißhandelt und aufs Blut gequält werde. Und wie sind die streikenden Arbeiter dem von auswärts und durch jenen berufsmäßigen Lumpen importierten Streikbrecher begegnet? Der Streikposten hat ihm zugerufen: „Herr Kollega, kommen Sie doch mit uns!" Das war, nach der eigenen Aussage des Streikbrechers, alles, war die ganze „Belästigung"! Und doch hatte der Streik schon wochenlang gedauert, und die Verbitterung der Arbeiter war natürlich gewachsen. Nicht ein ungeschliffenes Wort ist dem Streikbrecher gesagt worden. Er hat auch nur, wie er selbst erklärt, Furcht vor dem geladenen Revolver des Keiling gehabt. Und auf der anderen Seite: die Unternehmer scheuen nicht, sich eines Menschen wie dieses Keilings, eines Kerls, den ein anständiger Mann nur mit der Feuerzange anrühren wird, zu bedienen, mit ihm feste Verträge zu schließen, ihn als ihr kostbares Werkzeug zu ehren! Auch daß der vielbewährte Zuchthäusler sich rühmen konnte, im Dienste der Polizei zu stehen, legt den Zusammenhang des Scharfmachertums mit dem Verbrechertum so bloß, daß einem die Augen übergehen ... In dem Keiling haben die „zurückgebliebenen" Oesterreicher ein Stück preußischer Kultur, preußischer Autorität kennen gelernt, das sie nie mehr erblicken möchten. Die österreichische Sozialdemokratie wird dafür sorgen, daß dem Gesindel, das „in Streikbruch macht", der Zugang nach Oesterreich fortan versperrt wird, und daß die Keilings der Polizei in der Heimat ungekürzt erhalten bleiben. Der Tod des braven Genossen wird wenigstens die Wirkung zeitigen, daß man mit dem Geschrei von dem Terrorismus der Streikenden niemanden mehr in Angst und Schrecken versetzen wird. Den Unternehmern, die den Abschaum der Menschheit gegen „ihre" Arbeiter mobilisieren, deren Einschüchterungsmittel nicht Worte, sondern Revolverschüsse sind, die haben das Recht verloren, Klage über Terrorismus zu führen. Als Gönner des Keiling stehen sie am Schandpfahl.

Riesendemonstration im Londoner Hydepark.

London, 1. März. (Privattelegramm des „Vorwärts".)

Heute nachmittag fand im Hydepark eine gewaltige Demonstration gegen die Gewalttaten der südafrikanischen Regierung statt. Es war die größte Demonstration, die die gegenwärtige Generation der Londoner Bevölkerung gesehen hat. Das Ende des Demonstrationszuges, der sich vom Embankment nach dem Hydepark bewegte, war noch nicht angekommen, als die Versammlungen im Park schon längst vorbei waren. An der Spitze des Zuges ritt ein Häuflein Hufschmiede. Die Banner der Gewerkschaften zählten nach Hunderten, und gegen 30 Musikkapellen marschierten im Zuge. Recht schmuck nahm sich ein Fähnlein Reiter aus. Es waren Automobilführer, die den Burenkrieg mitgemacht haben, und nun in der Uniform ihrer Regimenter demonstrierten. Im Park selbst war es unmöglich, an eine der neun Rednertribünen in Hörweite heranzukommen. Die Zahl der Teilnehmer zu schätzen, ist schwer. Ein Polizeioffizier erklärte uns, daß im Zuge 70 000 bis 80 000 Personen marschierten und im Park sicherlich mehrere Hunderttausend Demonstranten anwesend seien.

Die von den Versammelten einstimmig angenommene Resolution verurteilt das Vorgehen der südafrikanischen Regierung und heißt die Deportierten in England willkommen. Sie verlangt deren Zurückschickung und fordert die Regierung auf, der südafrikanischen Idemnitätsbill ihre Zustimmung zu verweigern.

Die Resolution hat folgenden Wortlaut:

„Diese Versammlung, die die Gewerkschaften, die Arbeiter- und die sozialistische Bewegung sowie viele britische Bürger vertritt, heißt die aus Südafrika deportierten Gewerkschafter herzlich willkommen und begrüßt sie. Sie erhebt energischen Protest gegen den Versuch der südafrikanischen Regierung, die Gewerkschaften zu unterdrücken, wie deutlich hervorgeht aus der unverantwortlichen Proklamierung des Kriegsrechts zum Zwecke der Zermalmung eines vollständig verfassungsmäßigen Streiks, aus der Verhaftung von Gewerkschaftern ohne Befehl, aus ihrer Einsperrung, ohne daß sie sich eines Verbrechens oder einer Gesetzübertretung schuldig gemacht hätten, aus ihrer Deportation ohne Verhör, der das ungesetzliche Edikt der dauernden Verbannung folgte.

Da sie diese Vorgänge als ein Attentat auf die Freiheit der Arbeiterklasse und auf die bürgerlichen und verfassungsmäßigen Freiheiten betrachtet, verpflichtet sich diese Versammlung, den deportierten Führern und der Arbeiterbewegung in Südafrika mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln beizustehen, damit die Verbannten frei zurückkehren können, um weiterhin für die organisierte Arbeiterbewegung zu wirken, und damit eine ähnliche Tyrannei in Zukunft unmöglich gemacht werde."

Noch ein Griff ins Wespennest.

In den Nummern vom 5., 7., 19. und 24. Januar des „Vorwärts" veröffentlichten wir zur Kennzeichnung der Zustände im Berliner Hauptquartier der konservativen Partei allerlei nähere Mitteilungen aus dem Leben und Treiben des allgewaltigen konservativen Generalsekretärs und gestrengen Oberregisseurs der ehrsamen „Kreuzzeitung", des Herrn Bruno Schroeter, seines lieben Busenfreundes, des Redakteurs Ludwig Kühl, des ebenfalls als Generalsekretär der konservativen Partei fungierenden Herrn Richard Kunze und des früheren Geschäftsführers der „Staatsbürger-Zeitung", Herrn Joh. Herm. Wilke.

Alle vier haben uns darauf mit sogenannten „Berichtigungen" bedacht, in denen sie sich möglichst reinzuwaschen suchten, tatsächlich aber nur durch die Art ihrer sich mehrfach selbstwidersprechenden Ausreden die Richtigkeit unserer Angaben bestätigten. Jetzt erhalten wir von einem der von dem Generalsekretär Kunze „Hereingelegten", dem früheren Mitbesitzer der „Staatsbürger-Zeitung", Herrn Hans Hertwig, eine verspätete Zuschrift, die einige weitere recht niedliche Beiträge zur Charakteristik des konservativen Generalstäblers Kunze liefert, und da wir nun einmal in unserer unmoralischen Verstocktheit weder vor der reinen Tugend der Kapazitäten des konservativen Hauptquartiers, noch des ehemaligen Hammersteinschen Leiborgans den geringsten Respekt haben, wollen wir unseren Lesern diese Zuschrift nicht vorenthalten. Sie lautet:

Unter der Ueberschrift „Noch ein Griff ins Wespennest" erschien in Nr. 23 des „Vorwärts" ein Aufsatz über Vorgänge, die die „Staatsbürger-Zeitung" betreffen und von dem ich erst jetzt Kenntnis erhalte. Da ich durch den Abdruck meiner für ganz andere Zwecke bestimmten eidesstatilichen Versicherung über die Geldaffäre zwischen dem Generalsekretär Richard Kunze und mir in die Presserörterungen mit hineingezogen worden bin, bitte ich, nun auch mir vor der Oeffentlichkeit Gelegenheit zu geben, grobe Unrichtigkeiten der Kunzeschen Inspiration ins rechte Licht zu rücken und meinen bereits vor Gericht vertretenen Standpunkt darlegen zu können.

Ich verteie demgemäß nach wie vor folgendes:

Kunze hat sich von dem mir zurückzuzahlenden Darlehen von 3500 M. die Hälfte abgezogen, und zwar als Lohn für diese Rückzahlung, nicht als Provision für die Beschaffung von 50 000 M. Betriebskapital. Auch stimmt es, daß er, seinem stark ausgeprägten Erwerbssinne folgend, eigentlich auf mehr bedacht war und mich veranlassen wollte, 5000 M. Darlehen in Anrechnung zu bringen, von denen er dann wohl auch die Hälfte beansprucht hätte. Dadurch widerspricht sich auch meines Erachtens die Kunzesche Behauptung, die 1750 M. seien die Provision für die beschafften 50 000 M. gewesen; denn Provisionen pflegen sich nach in Zahlen abwälzbaren Leistungen zu richten, nicht nach einem behabaren Gewissen, wie Kunze es in diesem Falle bei mir voraussetzte.

Wahr ist ferner auch, daß, wie Sie schreiben, „Hertwig und Wille dem Kunze erklärt haben, sie ersuchten ihn, seinen Geschäftsführerposten niederzulegen, weil seine Vergangenheit es ihnen unmöglich mache, mit ihm zusammenzuarbeiten". Um diese Zeit war neben allem anderen auch „der Schatten eines Schöneberger Buchdruckers" aufgetaucht, dessen Schicksal uns in hellste Empörung versetzte. Dies alles geschah, nachdem der von der Redaktion mit Kunze geführte Kampf, der bis dahin mehr im passiven Widerstande bestanden hatte, zu voller Lohe ausgebrochen war. Die Ursachen waren folgende:

Kunze, der in Schöneberg bereits bis zum Eingreifen anderer Personen nahe daran gewesen war, ein Zeitungsunternehmen zugrunde zu richten, wollte in der „Staatsbürger-Zeitung", nachdem er dort Fuß gefaßt hatte, alle Macht an sich reißen. Die psychologisch leicht erklärliche Sucht, mit fremden Gelde den Diktator zu spielen, wäre ja schließlich noch erträglich gewesen, wenn hinter dem Willen wenigstens Erfahrung, Umsicht und — Uneigennützigkeit gestanden hätten. Kunzes Maßnahmen jedoch waren dilettantisch und schwankend. Einesteils mußte an der unrechten Stelle gespart werden, während andererseits das Geld, z. B. durch planlose und unzeitgemäße Propaganda, zum Fenster hinausgeworfen wurde. Anständig besoldete Redakteure waren nicht nach seinem Geschmack; er brauchte, wie er sich ausdrückte, „Leute, denen das Wasser bis zum Halse steht", weil die seiner Meinung nach die Hungerpeitsche besser fühlten. Er drückte die Zeilenhonorare der ohnedies schon bescheidenen Mitarbeiter aufs Minimum herab. Die Theaterbilletts zu den Premieren galten nicht der Abfassung sachgemäßer Kritiken, sondern Herrn Kunzes Amüsement, erhöht durch interessante Abwechselung in der weiblichen Begleitung ins Theater. Mit den Passepartouts, die Kunze an seinen Anhang weitergab und deren rücksichtslos verspätetes Zurückkommen unsere Belegerlisten über den Haufen warf, renommierten, wie uns berichtet wurde, ganz fernabstehende Elemente. Kunze beanspruchte ferner sämtliche Büchereingänge zur „Besprechung", mit dem Ergebnis, daß sie sich auftürmten. Dann wiederum ging Kunze auf Agitationsreisen, ohne Gelder für die notwendige Begleichung der Druckrechnungen anzuweisen, so daß wir mit der Druckerei viele Unzuträglichkeiten hatten, weil man die Schuld bei uns vermutete. Kamen dann noch die Ansprüche hinzu, redaktionell den Zensor

zu spielen und gar die Politik zu beeinflussen, beispielsweise unsere Stellungnahme gegen den bekannten Kommerzienrat Haberland zu unterbinden, so ist es klar, daß sich aus alledem unhaltbare Reibungen ergaben.

Dem Fasse schlug vollends den Boden aus, daß Kunze Miene machte, mich, der ich 20 000 M. im Betriebe stecken hatte, kaltzustellen. Dies geschah auf einer Hals über Kopf von Kunze einberufenen „Generalversammlung", die aus Kunze, mir und dem Geschäftsführer Wilke bestand. Hier eröffnete mir Kunze, daß er beschlossen habe, daß ich in einen anderen, Wilke und mir gehörigen Verlage übertreten sollte, „weil ich mich besser dafür eignete". Nachdem so von dem fürsorglichen Finanzgenie Kunzes für eine geeignete Entlastung des Etats gesorgt war, trat auch der Zweck der Uebung hervor. In angenommener Ueberstürzung — Herr Kunze hatte es stets eilig — sagte er dann plötzlich zum Schluß: „Und nicht wahr, meine Herren, Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich mir für meine Bemühungen monatlich 200 M. anrechne?" Diese „Bemühungen" bestanden darin, daß K. bei seinen von der konservativen Partei bezahlten Reisen und Reden auch für die „Staatsbürgerzeitung" Abonnenten warb. Ich fand diese Disposition schamlos und blieb einfach im Amte, da Wilke, der nach diesem Arrangement die gesamte Schriftleitung und Geschäftsführung allein besorgen sollte, dies nicht hätte bewältigen können.

Als dann Kunze, von einer Reise zurück, nochmals darauf drang, daß ich gehen sollte, war der Krach fertig. Erst jetzt teilte ich Wilke die „Provisions"-Geschichte mit den 1750 M. mit, worauf Wilke, der auch schon längst Kunze im Magen hatte, rundweg erklärte, mit Kunze keine Arbeitsgemeinschaft mehr haben zu wollen. Die hierauf sich entspinnende Auseinandersetzung mit Kunze, der uns anstatt seiner schließlich seinen Bruder als Strohmann zum Geschäftsführer aufdrängen wollte, befreite uns endlich von dieser drohenden Dynastie.

Ganz falsch ist es schließlich, wenn Kunze in der „Berichtigung" meiner eidesstattlichen Versicherung sagt, daß in der „Staatsbürger-Zeitung" eine unglaubliche Auffassung über Treu und Glauben geherrscht hat, der auch er 4000 M. Ersparnisse zum Opfer bringen mußte. Durch eine so allgemein gehaltene Redensart wird der Glaube erweckt, als sei K. durch Wilke oder mich irgendwie geschädigt worden. Ungeheuerlich! Dieses mit Pose zur Schau gestellte und grotesk anmutende Martyrium spielte sich genau ein Jahr später ab, als Wilke und ich gar nicht mehr am Blatte waren! Das hierüber in Nr. 23 des „Vorwärts" Gesagte ist übrigens insofern für mich bedeutungsvoll, als ich erst hierdurch von einem Geheimvertrag zwischen Kunze und dem damaligen Liquidator Kenntnis erhalte, obwohl ich doch immer noch Mitbesitzer zu einem Viertel war. Also hatte Kunze, dem von dem Vorstande der konservativen Partei jede Befassung mit den Dingen der „Staatsbürger-Zeitung" ausdrücklich untersagt war, immer wieder die Hand im Spiele, in letzter Linie darauf bedacht, meine Rehabilitierung zu hintertreiben und hinter meinem Rücken und gegen meinen Willen mit verhältnismäßig geringem Risiko Besitzrechte zu erlangen. Wenn es Kunze zu seinem Leidwesen nicht gelang, die Entwickelung der Dinge stärker zu beeinflussen und er als betrübter Lohgerber seine Felle davonschwimmen sah, ist das ganz seine Schuld und braucht er wohl für den Spott weiter nicht zu sorgen. Es gehört aber wirklich eine Stirn dazu, in diesem Falle von Treu und Glauben zu reden und dies selbstverschuldete Pech mit den „zum Opfer gebrachten" 4000 M., eidesstattlich drapiert, in ganz andere Zusammenhänge zu bringen und den Anschein zu erwecken, als seien Wilke oder ich an diesem Reinfall schuld.

Der Hinweis des „Vorwärts", daß der Breslauer Bankier Fritz Quitz seine Anteile an einen gewissen Poppe verkaufte, bedarf noch einer Erläuterung. In der Generalversammlung, in der nach Verkauf des Blattes an den jetzigen Inhaber die alte Gesellschaft „Deutsche Bürgerkunde" zu Grabe getragen wurde, hatte ich dem Poppe darüber Vorwürfe gemacht, daß er mich nicht, wie es in anständigen Betrieben üblich, für die Gerichtskosten entschädigt habe, die mir aus Preßprozessen im Blatte erwachsen waren. Hierbei gab Poppe unumwunden zu, daß er die Anteile des Quitz nur auf Geheiß von Kunze erworben habe. Damit hatte ich auch den Schlüssel zu gewissen Unfreundlichkeiten Poppes mir gegenüber. Daß Poppe seinen Einbläser so leicht preisgab, deutet darauf hin, daß auch Poppe als Kunzes Strohmann in dieser Allianz ein Haar gefunden haben muß. Denn die Strafe dafür, daß dieser an sich herzlich unbedeutende Mensch seit Monaten systematisch um mich Aasgeruch verbreitet hatte, um mein Ansehen zu schwächen, hatte auch ihn ereilt. Auch sein in höchster Verblendung geleisteter Einsatz ging in die Masse, und um sein komisches Geschick zu verdecken, verbreitet Poppe mit der ihm eigenen Geschwätzigkeit die Mär, Quitz in Breslau habe ihn mit den Anteilen „angeschmiert".

Jedenfalls gewahren wir in diesem Zusammenhange überall, wo Kunze sich betätigt, daß von seinen Fingerspitzen förmlich Gärungskeime ausgehen, die stets zerstörend wirken. Es steht Kunze daher nicht an, wie er es zu tun beliebte, sich als Retter oder sonstwie wohlwollend hinzustellen. Wer von Kunze ißt, stirbt daran. Dies mein Schlußurteil über Kunze, und ich überlasse es ihm, auf diesen hingehaltenen Spieß aufzulaufen. Ich meinerseits habe aus naheliegenden Gründen lange genug öffentliche Erörterungen vermieden. Es hat sich indessen gerächt, wie ich auch hart genug dafür bestraft worden bin, daß ich seinerzeit beim Bekanntwerden mit Kunze die Warnungen anderer vor ihm unbeachtet in den Wind geschlagen habe.

Hans Hertwig.

Militarismus, Krieg und Wir.

Die Empörung über das Urteil der Frankfurter Strafkammer gegen die Genossin Luxemburg hat die weitesten Volkskreise erfaßt. Nachdem am vorigen Sonntag bereits in Frankfurt a. M. in mehreren Versammlungen gegen das ungeheuerliche Attentat auf die Redefreiheit schärfster Protest erhoben worden war, nahm am Sonntag mittag die Arbeiterschaft der westlichen Berliner Vororte Gelegenheit, ihrer Meinung über die in Frankfurt geübte Justiz Ausdruck zu geben. Schon frühzeitig strömten aus den umliegenden Orten die Arbeiter und Arbeiterinnen in den Albrechtshof in Steglitz, wo in zwei Versammlungen Rosa Luxemburg und Dr. Kurt Rosenfeld über das Thema „Militarismus, Krieg und Arbeiterklasse" sprechen sollten. Lange vor Beginn der Versammlungen saßen und standen in beiden Sälen des Albrechtshofes die Männer und Frauen dicht gedrängt. Der größere Saal unterlag schon frühzeitig der polizeilichen Absperrung.

Beim Betreten des Saales wurde die Genossin Luxemburg jubelnd begrüßt. Ihren Platz zierte ein Strauß flammend roter Nelken, gestiftet von Versammlungsbesuchern. Genossin Luxemburg kennzeichnete in ihrem Vortrage das Urteil auf ein Jahr Gefängnis als einen ohnmächtigen Versuch, unser Vorwärtsdrängen aufzuhalten. Sie habe das Verbrechen begangen, den arbeitenden Klassen zuzurufen: du sollst nicht töten! Dadurch fühle sich die herrschende Klasse in ihrem Lebensnerv getroffen. Nicht Volksbildung und Aufklärung, nicht Kultur und Gesittung bilden nach dem Urteil den Lebensnerv der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, sondern Kadavergehorsam und organisierter Mord. Man fürchtet die Früchte unserer Aufklärung. Mit Recht! Denn wenn wir auch nicht zu den Soldaten sprechen, so sei doch anzunehmen, daß in der Brust des Arbeiters auch dann die Gefühle der Solidarität nicht schlummern, wenn er im sogenannten Rock des Königs steckt. Die bürgerliche Gesellschaft zittert nach einer Aeußerung des Frankfurter Staatsanwalts schon vor einer Meuterei von 12 Soldaten. Wir aber wollen das ganze Volk aufrufen gegen die Reaktion, die sich breit macht, und von der das Frankfurter Urteil nur ein Symptom neben vielen ist. Angesichts dieses Urteiles stehen wir stolz und frohgemut da, zeigt es doch unsere Stärke und die Furcht unserer Feinde. Wenn aber die Frankfurter Richter vielleicht glaubten, bei der Verurteilung einem Ausspruche des Kronprinzen bei anderer Gelegenheit folgen zu müssen, so wollen wir es ihnen darin gleich tun. Auch unser Wahlspruch sei: Immer feste drauf!

Die wuchtige, in ihrer Knappheit, Schärfe und Präzision glänzende Rede unserer Genossin wurde oftmals von stürmischen Zustimmungskundgebungen unterbrochen. Donnernder Beifall und begeisterte Hochrufe begleiteten sie, als sie den Saal verließ, um in der zweiten Versammlung das Wort zu nehmen.

Nach ihr sprach Genosse Kurt Rosenfeld — einer ihrer Verteidiger in Frankfurt — über die Justiz im Dienste der Politik. Das Urteil müsse vor der Berufung an die höhere gerichtliche Instanz der Begutachtung durch das deutsche Volk unterliegen. Hätte das Volk zu bestimmen, es würde das Urteil in Fetzen reißen. Das Urteil fordere zu einem energischen Kampfe gegen die Strafkammerjustiz und für die Rechtsprechung durch das Volk geradezu heraus. Auch Rosenfelds Rede folgte stürmischer Beifall, der das Einverständnis der Versammelten mit seinen Ausführungen bekundete.

Nach Schluß der Versammlungen ergoß sich ein breiter Strom von Männern und Frauen auf den Platz vor dem Rathause. In losen Gruppen marschierten die Besucher stolz zurück in ihre Ortschaften. In den Herzen und Köpfen der Teilnehmer aber wird die prächtige Demonstration stark und nachhaltig wirken.

*

In beiden Versammlungen wurde folgende Resolution angenommen:

Die heute im „Albrechtshof" in Steglitz Versammelten protestieren gegen das unerhörte Tendenzurteil der Frankfurter Strafkammer gegenüber der Frau Dr. Luxemburg. Sie erklären sich vollkommen eins mit ihren Ausführungen über Militarismus und Krieg und geloben mit aller Kraft für die Weiterverbreitung dieser Ideen tätig zu sein, insbesondere verpflichten sich die Versammelten, durch eifrige Werbearbeit die Organisationen der Arbeiter zu stärken und sie mit dem revolutionären Geiste des wissenschaftlichen Sozialismus zu erfüllen.

Die fortgesetzten Angriffe der Parlamente, des Militärs, der Polizei und Gerichte auf die Rechte der Arbeiter fordern diese nicht nur zur schärfsten Gegenwehr heraus, sie zwingen auch die Arbeiter, alle Mittel zu ergreifen, die geeignet sind, die heutige Klassenherrschaft zu stürzen und die Staatsgewalt in die Hände des Volkes zu bringen.

Die Versammelten verpflichten sich, in noch energischerer und opferwilligerer Weise als bisher den Klassenkampf der Arbeiter zu führen.

Politische Uebersicht.

Landtagsersatzwahl in Offenburg-Stadt.

Im badischen Wahlkreise Offenburg-Stadt gewann bei den letzten allgemeinen Landtagswahlen der Zentrumsmann Hauser das Mandat. Er erhielt 1336, sein fortschrittlicher Gegner Rechtsanwalt Muser 848 Stimmen, während auf den sozialdemokratischen Kandidaten 450 Stimmen fielen.

Da Hausers Mandat vom Landtag für ungültig erklärt wurde, mußte eine Ersatzwahl vorgenommen werden, die am Sonnabend stattfand. Diesmal erhielt Rechtsanwalt Muser, der gleich im ersten Wahlgang von unseren Genossen unterstützt wurde, 1423 Stimmen, der Betriebsinspektor Hauser (Z.) 1341 Stimmen.

Muser ist somit mit 82 Stimmen Mehrheit gewählt.

Ergänzung des Reichsbesoldungsgesetzes.

Dem Reichstage ist am Sonnabend eine Novelle zum Besoldungsgesetz zugegangen, nach welcher die Gehaltsstufen in Klasse 1 (Bahnwärter, Bahnhofswärter und Werkstättenwärter), Klasse 2 (Unterbeamten und Landbriefträger), 3a (Schaffner bei der Eisenbahnverwaltung), 3b (Rangierführer, Bahnsteigschaffner), 4a (Magazin-Wächter, Kasernen-Wächter, Kanzleidiener bei militärischen Instituten), 4b (Rottenführer, Weichensteller, Eisenbahngehilfinnen bei den Reichseisenbahnen), 6a (Bodenmeister, Heizer beim Reichsamt des Innern) um je 100 M. aufgebessert werden. Klasse 17b (Bibliothekssekretärinnen) 1650—3000 M., Klasse 21 (technische Sekretäre, Werkstättenführer beim Luftschifferbataillon Nr. 1, Wasserwerksinspektoren bei der Marineverwaltung, Bibliotheksassistenten bei der Marine, Werkttechniker, Militärgerichtsschreiber, Gehilfen, Bureaubeamte 2. Klasse bei der Reichspost- und Telegraphenverwaltung, Lagerverwalter bei der Postverwaltung, Oberpostassistenten, Obertelegraphenassistenten, Postverwalter, Betriebssekretäre bei der Eisenbahnverwaltung) künftig 1800—3600 M., Klasse 22 (Werkmeister bei der ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt, Bausekretäre, Baukalkulatoren bei der Heeresverwaltung und Bauregistratoren bei der Heeres- und Marineverwaltung) künftig 1800—3600 M. Die Oberdeckoffiziere sollen künftig erhalten 2100—2298, 2502, 2700, 2850 und schließlich 3000 M., daneben Wohnungsgeldzuschuß nach Tarifklasse 4.

Kampf um die Arbeitslosenunterstützung.

Der Landtag in Altenburg S.-A. bewilligte in seiner letzten Tagung für die Finanzperiode 1914/16 45 000 M., die dazu dienen sollten, den Gemeinden 50 Proz. der Aufwendungen zurückzuerstatten, die sie für Arbeitslose gemacht hatten. Aber überall wurden die Arbeitslosen in den Gemeinden abgewiesen und einige Ge-

Aschermittwoch.

Es ist zum Katholischwerden!

Denn jetzt ist auch Hermann Bahr, der in der Literatur wahrhaftig nicht der erste Beste ist, katholisch geworden, oder um im Kaplansjargon zu reden, er hat sich zur alleinseligmachenden Mutter Kirche „zurückgefunden". Vor noch gar nicht langem, als er in einem Verlagskatalog eine kurze Selbstbiographie gab, bekannte Bahr: „Politisch: früher Sozialdemokrat, jetzt eher Anarchist, da es mein fester Glaube ist, unsere Kultur müsse zugrunde gehen, wenn es ihr nicht gelingt, zur vollkommenen Freiheit zu gelangen, welche durchaus keine Gewalt mehr nötig hat." Jetzt aber hat er folgendes Bekenntnis abgelegt:

> Ich sage nicht, daß ich die Kirche für notwendig halte, sondern ich sage bloß, daß mir die katholische Kirche notwendig ist. Ich kann mir vorstellen, daß andere sie nicht brauchen, aber ich habe gefunden, daß ich sie brauche. Ich brauche sie, weil ich von selbst, aus eigener Kraft, nur bisweilen, in plötzlich auftauchenden, gleich aber wieder verlöschenden Augenblicken der Erleuchtung, über mein enges Ich hinaus zum Ganzen komme, dieses Gefühl einer Vereinigung mit Gott, seit es mir einmal zuteil geworden ist, durchaus nicht mehr entbehren kann, die großen Augenblicke aber, in denen es mir von selbst zuteil wird, zu selten, die leeren Pausen zwischen solchen fruchtbaren Augenblicken mir zu lange sind, um nicht leidenschaftlich nach einem Hilfsmittel verlangen zu müssen, das mich auch in Zeiten eigener Schwäche, in jenen unproduktiven Pausen die mir so notwendig gewordene Verbindung mit dem „quellenden Leben", mit dem „Wesen", mit dem „Urgrund", mit dem „Himmlischen", mit der „Harmonie" oder wie Sie es nennen wollen, was ich doch am liebsten immer noch mit dem guten alten Namen Gott nenne, fühlen läßt, sobald ich, so oft ich dieses Gefühl brauche, um das Leben bestehen, mich aus dem Kerker meines Ichs befreien und der mir verborgenen Wahrheit im Handeln bemächtigen zu können. Als ein solches Hilfsmittel hat sich mir nun die **Teilnahme an der Messe** und **der Gebrauch der Sakramente** bewährt, mir.

So weit also ist's mit diesem wandlungsreichen und lebendigen Schriftsteller gekommen: nach dem bunten Karneval eines Lebens, das in allen möglichen Masken sich schellenlaut unter uns bewegte, ist der graue Aschermittwoch heraufgekrochen, das Aschenkreuz wird auf eine kluge Stirn gezeichnet und die priesterliche Mahnung: „O Mensch, bedenke, daß du Staub bist!" läßt ein früher ungestümes Herz erschauern.

Wenn es sich bei dieser Flucht in die Krypta der katholischen Kirche um ein Einzelschicksal handelte, so könnte man den Dichter beklagen, der doch immer die Dinge des Lebens durch ein ganz persönliches Temperament sah und sich redlich mühte, „mitzuhelfen an der Form der neuen Menschheit", wie sie ihm erscheinen mochte. Die Zeit, da Bahr nationalökonomischen Studien obgelegen und sich in Marx hineingelesen, hielt ihn auch in seinen späteren Tagen oft den Blick in die soziale Welt freier als seinen beengteren Berufsgenossen, und wenn er auch über seinen Erdenlauf kühnlich die Losung schreiben konnte: „Niemals derselbe!", so blieb ihm doch in jeder Spanne seiner Entwickelung ein gewisses Verständnis für das gigantische Ringen der arbeitenden Klassen treu. Auch von dem Romanzyklus, an dem er zuletzt arbeitete und der das ganze Leben unserer Zeit spiegeln sollte, waren die beiden letzten Bände der Welt des Proletariats vorbehalten. Aber was sich ihm als Sozialismus offenbarte, hatte er letzten Endes doch nur rein gefühlsmäßig erfaßt und niemals hatte er die sozialistische Weltanschauung als festen Boden unter den Füßen. Er hatte überhaupt keinen festen Boden unter den Füßen, Hermann Bahr, sondern er pflanzte heute hier eine Standarte auf, warf morgen dort eine Bombe und ließ heute spielerisch eine Sache liegen, die er gestern leidenschaftlich angepackt hatte. Aus den letzten Bekenntnissen Bahrs, die sich in dem Bande „Inventur" finden, war im übrigen schon zu entnehmen, daß dieser ewig Haltlose seinen letzten Halt am Kreuz der christlichen Kirche finden würde.

Aber da es sich hier nicht um ein Einzelschicksal handelt, sondern Bahr als Empfänger der Sakramente und als Hörer der Messe einen Zeittypus darstellt, ziemt es sich nicht, mit dem Ausdruck des Bedauerns die Akten zu schließen, sondern es ist von Wert, nach den gesellschaftlichen Ursachen solcher Seelenwandlungen zum Katholizismus zu spüren. Wenn Heinrich Heine irgendwo einmal als tiefe Weisheit ausplaudert: Wo die Gesundheit aufhört, wo das Geld aufhört, wo der Verstand aufhört, überall dort fängt die Religion an, so drückte er damit ungefähr dasselbe aus wie Karl Marx mit seiner Formulierung, daß die Religion das Opium des Volkes sei. In der Tat sind nur Individuen und Klassen für einen handfesten Gottesglauben und eine weihevolle Himmelsstimmung zu haben, die sich auf der ebenen Erde nicht gut zurechtfinden.

Nun hatte ja die Bourgeoisie auch eine sehr materialistische und atheistische Periode. Sie erreichte ihren Höhepunkt etwa im sechsten und siebenten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts. Damals feierte die industrielle Entwickelung ihre ersten großen Orgien, die Profite sprudelten wie Wasser aus der Erde, der Weltmarkt dehnte sich grenzenlos, das Freihandelsprinzip schien auf der ganzen Linie zu triumphieren, Erfindungen und Entdeckungen jagten einander — hei! Da war man sehr irdisch gesinnt und stellte den lieben Gott in die Rumpelkammer, denn auf Erden schien der Bourgeoisie ihr tausendjähriges Reich angebrochen. Das war die Zeit, als so platte materialistische „Philosophen" wie Büchner und Vogt von dem Bürgertum stürmisch umjubelt wurden. Aber schon in den siebziger Jahren fiel etwas wie die Aschermittwochstimmung eines nahenden Weltuntergangs in diesen kapitalistischen Festrausch: wie die Axe, die erbarmungslose Schicksalsmacht der alten Griechen, schritt die neue Produktionsweise daher, rätselvoll und unheimlich Menschen zerstampfend und Dinge umstürzend, die großen Wirtschaftskrisen mit ihren Leichenfeldern vernichteter Existenzen wirkten wie wenn im Mittelalter der schwarze Tod durch die Lande stürmte, der Sozialismus endlich warf einen blutroten Schatten auf die Prunkmäler der Bourgeoisie, sein: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!" wurde ihr zur Geisterschrift an der Wand von Babylon. Da erkannte der Bourgeois, daß er wohl die Kräfte der Natur, aber nimmer die Mächte der Gesellschaft hatte enträtseln und beherrschen lernen, er fühlte den Boden unter den Vorzeichen kommender gewaltiger Katastrophen unter seinen Füßen schwanken und ließ schleunigst ab von seiner verwegenen Himmelsstürmerei. Damals sprach Dubois-Reymond sein: Ignoratismus! Wir werden das Letzte nie wissen!, damals verkündete Brunétière als Schlagwort der Zeit den „Bankerott der Wissenschaft", und da sich diese modernen Menschen in dem Chaos der entfesselten kapitalistischen Wirtschaft dunklen Kräften preisgegeben fühlten, wurde Mystizismus, Spiritismus, Tischrücken, Gesundbeterei ihre natürliche Zuflucht, und ein gut Teil der zeitgenössischen Literatur löste sich im Weihrauch eines verstiegenen Katholizismus auf.

Wie einst in den Tagen der Romantik die Schlegel, Brentano und Zacharias Werner sich an den Altar der katholischen Kirche flüchteten, weil sie die Sprache ihrer Zeit nicht mehr verstanden, so haben in unseren Tagen gerade ausgekochte Burschen wie der Belgier Huysmans und der Schwede Strindberg gegen das Ende ihres Lebens ihren „Frieden mit Gott" gemacht und sind just so in religiösen Extasen aufgegangen, wie sie sich früher in minder heiligen Extasen gewälzt. Bahr ist nur einer mehr in der Reihe.

Extra ecclesiam nulla salus! Außerhalb der katholischen Kirche ist kein Heil! Die Gegenwart, da eine überlieferte Ordnung schmählich aus den Fugen geht, bestätigt dieses Wortes tieferen Sinn für alle die schwankenden und halb und halben Wahrheitssucher, die nicht klar und entschieden auf den Boden des Emanzipationskampfes der arbeitenden Klassen zu treten vermögen. Und so ergibt sich eine reinliche Scheidung: Ihnen das Dämmerdunkel der katholischen Kirche, die Buße und die Erlösung durch das Sakrament, uns das Blachfeld im hellen Tageslicht, der Kampf und die Erlösung durch den Kampf.

Karl Ludwig.

meinden, die die Arbeitslosenunterstützung beschlossen hatten, zögerten mit der Durchführung.

Jetzt ist das Rätsel gelöst, weshalb diese Ablösungen erfolgten: Von einem der Landratsämter wurde folgendes Rundschreiben bekannt:

Herzogl. Landratsamt Altenburg.

Altenburg, den 22. Januar 1914.

Es sind wiederholt Personen mit dem Anbringen hier vorstellig geworden, sie seien arbeitslos und dadurch in Not geraten, weshalb sie um Unterstützung und Arbeit bäten.

Sie sind gesetzmäßig an ihre Gemeinden verwiesen worden.

Es wird darauf hingewiesen, daß nach dem Unterstützungswohnsitzgesetz alle in Not befindlichen Familien und Personen zunächst von der Gemeinde unterstützt werden müssen, in der sie bei Eintritt der Hilfsbedürftigkeit sich befinden, vorbehaltlich des Erstattungsanspruches an den Unterstützungswohnsitz.

Daher liegt es im Interesse der Gemeinden, den Arbeitslosen Arbeit zu geben oder zu verschaffen, wenn dies irgend möglich ist, um die Unterstützung zu sparen.

Sie wollen das gegebenen Falles beachten.

Unterschrift: Schenk.

Daraus ist ersichtlich, daß man zwar nach außen hin tut, als ob man ein warmes Herz für die Arbeiter hätte, tatsächlich aber alle Ausgaben vermeiden möchte.

Eine Arbeitslosenversammlung und eine öffentliche Versammlung in Altenburg protestierten gegen diese Praxis. Es wurde beschlossen, durch eine Deputation beim Bürgermeister vorstellig zu werden.

Die Unruhen in Valencia.

Valencia, 1. März. Die Ruhe ist noch nicht wiederhergestellt. Gestern mußte sogar Kavallerie gegen die Ruhestörer aufgeboten werden. Die Menge bewarf die Straßenbahnwagen mit Steinen. Sie wurde auseinandergesprengt, sammelte sich aber wieder und errichtete eine Barrikade, die sie jedoch, als die Soldaten zu schießen begannen, räumen mußte. Die Polizei ist durch hundert Beamte aus Madrid verstärkt worden.

Auflehnung der Epiroten gegen die albanische Herrschaft.

Valona, 1. März. Die Internationale Kontrollkommission erhielt heute aus Korfu ein von Zographos unterzeichnetes Telegramm, in dem mitgeteilt wird, daß die Epiroten gemäß einem Beschluß, den sie vor einigen Tagen in einer Versammlung in Argyrocastro gefaßt hätten, die albanische Oberherrschaft niemals anerkennen würden. Sie würden vielmehr Epirus zu einem selbständigen Staat machen. Wenn auch Griechenland Epirus räume, so würde doch die Bevölkerung von Epirus der albanischen Gendarmerie, wenn sie zur Besetzung ihres Gebietes erscheine, alle möglichen Schwierigkeiten bereiten.

Die Wirren in Mexiko.

Wie aus Washington gemeldet wird, haben die dortigen Behörden zuverlässige Mitteilungen erhalten, daß Benton, der unbewaffnet war, in Villas Amtszimmer erschossen wurde. Benton hatte im Vorzimmer zwei Stunden lang auf eine Unterredung gewartet. Als er das Amtszimmer betrat, erhielt er einen Schuß in den Magen. Bereits dieser erste Schuß war tödlich, doch wurden Benton noch andere Wunden beigebracht. — Nach einem Telegramm aus Nogales hat General Carranza es abgelehnt, Staatssekretär Bryan über den Tod Bentons Aufklärung zu geben, da Benton englischer Staatsangehöriger gewesen sei. Carranza habe jedoch versprochen, über das Verschwinden des Deutsch-Amerikaners Busch aus Juarez eine Untersuchung anzustellen.

Aus Groß-Berlin.

Vom Gassenhauer.

Die bürgerliche Gesellschaft steht schon lange vor der Gefahr der geistigen Verödung. Auf allen Gebieten wird heute mit Vorliebe Schund, Augenblickswert hervorgebracht; das bedingt die sensationelle Massenhaftigkeit aller Erscheinungen. Man liebt mehr und mehr das flache, oberflächliche, nichtssagende Ereignis als den tiefinneren, bleibenden Eindruck.

Ueberall, in der Politik, Wissenschaft und Religion hat sich der Gassenhauer eingebürgert, vornehmlich aber in der Musik. Im leichten Reich der Töne, mit seinen vieltausend Motiven, Schwingungen und Variationen, hat er seine Herrschaft am festesten begründet, hier ist seine fortgesetzte Reproduktion am leichtesten möglich. Die inhaltlose Phrase einer geistig verödeten Oberschicht gewinnt, sobald sie in Töne gesetzt wird, auf diesem Wege Massenverbreitung.

Jede Saison hat bekanntlich ihre Melodien, die auf allen Straßen, Gassen und Plätzen, auf Tanzböden, Varietébühnen und im Kaffeehaus gesungen, gepfiffen, gejohlt und geplärrt werden. Wenn es heute noch heißt: „Hupf, mein Mädel, und lach' dazu", so tönt es morgen schon: „Puppchen, du bist mein Augenstern."

Heute ist es noch eine „durchschlagende" Novität, wird von „jedermann" hingelallt, morgen tritt an seine Stelle schon ein neuer „Schlager", der freilich nur den einzigen Reiz der „Neuheit" besitzt; dem inneren Wert gleicht der erste Gassenhauer dem zweiten aufs Haar, da gewöhnlich die Schöpfer solcher „Kunstwerke" in Geistlosigkeit sich zu überbieten suchen.

Gewöhnlich macht der Gassenhauer folgenden Weg: Eine zahlungsfähige Operettenbühne erwirbt ein zugkräftiges Musikstück, worin gewöhnlich gleich mehrere solcher Zotenlieder enthalten sind. Inhalt: sentimental, schlüpfrig, natürlich nicht ohne die Würze des erotischen Sinneskitzels. Die Melodie muß ganz naturgemäß dem Inhalt entsprechen, denn beides muß sich decken. . . .

Ist der erste Premiereneffekt der Operettenbühne verpufft, so beginnt eine vielseitige und rührige Industrie, die neuen Gassenhauer auf den Markt zu bringen: Phonographen und Grammophone, Leierkästen und Orchestrions — alle Instrumente bekommen die Platten und Walzen in kurzer Zeit. Die Verbreitung ist gesichert, der Gassenhauer ist auf dem sicheren Wege, „Gemeingut" des Volkes zu werden. Aber wie lange Gemeingut? Ueber Nacht kann die Herrlichkeit zerronnen sein, denn eine Sensation jagt die andere.

Die zerstörenden Wirkungen, die der musikalische Gassenhauer besonders in den unteren Volksschichten anrichtet, werden heute noch allgemein unterschätzt. Die Bourgeoisie mag unseretwegen behaglich weiter im Sumpfe sitzen, aber die breite Masse muß daraus emporgezogen werden. Stehen Gassenhauer und Schundliteratur nicht auf der gleichen geistigen Höhe? Wir vermögen zwischen beiden keine wesentlichen Wertunterschiede zu entdecken; und doch wird der schlüpferige Gassenhauer gemeinhin immer noch als vollwertige Volkskunst angesehen.

Die Arbeiterfamilie hat natürlich das allergrößte Interesse, nein, sogar die Pflicht, den Gassenhauer entschieden zu bekämpfen. Ihr geziemt es nicht, in den Tiefen der kapitalistischen Kultur sitzen zu bleiben; sie ist es ihrer Jugend schuldig, die Charakterlosigkeit der Bourgeoisie, die sich im Gassenhauer am lautesten offenbart, zu verachten. Der Chorgesang, wie ihn die Arbeiterklasse heute planmäßig betreibt, auch ein großes Konzert ist wohl am besten geeignet, der musikalischen Afterkunst der modernen Großstadtbourgeoisie entgegenzuwirken. Nach langer und zäher Vorarbeit ist der Arbeitergesang auf dem besten Wege, bewußte Kulturarbeit zu leisten.

Wir marschieren.

Am gestrigen Sonntag fanden in verschiedenen Vororten Gemeindevertreterwahlen statt, bei denen wir erfreuliche Erfolge auf unser Konto buchen konnten.

In Hermsdorf entfielen auf unseren Genossen Neunzig 281 Stimmen, während es die beiden bürgerlichen Kandidaten nur auf 134 brachten. Unser Genosse ist somit gewählt. Auch bei der in Waidmannslust an der Nordbahn stattgefundenen Wahl gelang es unserem Genossen die Mehrheit zu erhalten. Genosse Scholz erhielt 186, die beiden bürgerlichen Kandidaten zusammen nur 86 Stimmen. Ebenso endete die Wahl in Mariendorf mit einem glänzenden Siege der Sozialdemokratie. Der bürgerliche Mischmasch hat trotz amerikanischer Wahlmethode eine empfindliche Niederlage erlitten. In der Ergänzungswahl wurde unser Genosse Welk mit 1159 Stimmen, in der Verstärkungswahl die Genossen Huhn, Westphal, Schramm und Geisler mit 1160, 1159, 1160 und 1160 Stimmen gewählt.

Die Kaufmannsgerichtswahlen in Neukölln.

Die am Sonntag vollzogenen Wahlen zum Kaufmannsgericht haben ein recht günstiges Ergebnis gezeitigt. Bei der Wahl der Arbeitgeberbeisitzer wurden 76 Stimmen abgegeben, davon entfielen auf die bürgerliche Liste 63 Stimmen (10 Beisitzer) und auf die Liste der freien Arbeitgeber 13 Stimmen (2 Beisitzer). Bei den Arbeitnehmerwahlen wurden 215 Stimmen abgegeben. Die Liste 1 der Deutschnationalen erhielt 56 Stimmen (3 Beisitzer), Liste 2 des 58er Verbandes 32 Stimmen (2 Beisitzer), Liste 3 des Zentralverbandes der Handlungsgehilfen 45 Stimmen (3 Beisitzer), Liste 4 Leipziger Verband 53 Stimmen (3 Beisitzer), Liste 5 19 Stimmen (1 Beisitzer), Liste 6 10 Stimmen (0 Beisitzer).

Der Zentralverband der Handlungsgehilfen erhöhte seine Stimmenzahl von 30 im Jahre 1911 auf 45 und gewann einen Beisitzer mehr, während die Deutschnationalen und der Verein der deutschen Kaufleute trotz vermehrter Stimmenabgabe an Stimmen verloren und je einen Beisitzer einbüßten.

Auf zur Wahl!

In Steglitz finden heute, Montag, von 8—12 Uhr vormittags und 2—8 Uhr nachmittags die Gemeindewahlen der dritten Klasse statt. Der erste Bezirk (Rathausseite) wählt im Schloßpark: Kandidaten Krug und Leimbach. Der zweite Bezirk (Albrechtstraßenseite) wählt im Albrechtshof: Kandidat Gädke.

Die Opfer der Explosion.

Am Sonntagnachmittag wurden sechs der beklagenswerten Opfer des gräßlichen Unglücks zu Grabe getragen, nachdem am Morgen bereits einer der Getöteten den letzten Weg angetreten hatte. Von den sechs Toten wurde einer auf dem Rummelsburger, die fünf anderen auf dem Lichtenberger Friedhofe beerdigt.

Beim prächtigsten Vorfrühlingswetter vollzog sich die Trauerfeier. Tausende von Menschen säumten die Straßen ein, durch die die Begräbnisteilnehmer in langen Zügen kamen. Weiße und rote Schleifen leuchteten aus den duftenden Blumengewinden und Kränzen hervor, den so grausam vom Tode Ereilten zu Ehren.

Die Särge hatte man schon aufgereiht, bald waren sie unter einer Last von Kränzen und Blumen verdeckt. Kränze hatten unter anderem gestiftet: der Deutsche Metallarbeiterverband, der Fabrikarbeiterverband, die Gewerkschaften Treptows, die Meister der Firma, diese selbst und in besonders großer Menge die Kollegen und Kolleginnen der Verunglückten.

Am Grabe sprach ein Pastor, von Gott und Jesum sehr viel, von dem grausigen Unglück, seinen Ursachen und Folgen weit weniger oder gar nicht. Dann sang ein Sängerchor das ergreifende: „Es ist bestimmt in Gottes Rat . . ."

Herzbrechend war der Jammer der Angehörigen, als ihre auf so gräßliche Art ums Leben gekommenen Lieben in die gemeinsame Gruft gesenkt wurden.

Die Vertreter der genannten Gewerkschaften legten ihre Kränze nieder, einen letzten warmen Gruß an die Toten richtend. Dann fielen die Schollen, und die Erde deckte die letzten Hüllen der auf dem Schlachtfelde der Arbeit Gefallenen — deren Leben nicht 70 Jahre währte, aber Mühe und Arbeit gewesen ist und die für kargen Lohn noch ihr Leben opfern mußten.

*

Das Explosionsunglück in der Anilinfabrik zu Rummelsburg hat jetzt noch ein elftes Todesopfer gefordert. In der Nordwest-Privatklinik in der Karlstraße zu Berlin ist in der zweiten Morgenstunde des gestrigen Sonntags der Schlossermeister Bottke aus Lichtenberg seinen Verletzungen erlegen, die er sich bei der Explosionskatastrophe zugezogen hatte. Schon am Sonnabend verlor der Unglückliche, der namentlich am Kopf und an den Beinen schreckliche Brandwunden davongetragen hatte, die Besinnung, aus der er nicht mehr erwachte. Ein Bruder des Schlossermeisters, der Arbeiter Bottke, wurde, wie berichtet, sofort als Leiche aus den Trümmern geborgen. Im Befinden der übrigen Schwerverletzten ist keine wesentliche Aenderung eingetreten.

Kuriert.

Einem fast unglaublich erscheinenden Schwindel ist am Sonnabendabend eine Frau Bertha L. aus der Wallstraße zu Charlottenburg zum Opfer gefallen. Sie wurde durch „Sympathiemittel" einer „Gesundbeterin" geheilt, allerdings nicht von ihrer Krankheit, aber doch von ihrem krassen Aberglauben. Frau L. hatte am Sonnabendabend in einem Seifengeschäft ihrer Straße eingekauft; dort sprach eine anwesende Frau davon, daß sie ausgekämmte Haare laufe. Frau L. erklärte, daß sie davon recht viel habe und lud die Fremde, die sich Frau Krause nannte, in ihre Wohnung. Dort wechselte das Gespräch und die Fremde äußerte ihr Bedauern darüber, daß die Frau recht leidend aussehe. Frau L. erzählte ihr, daß sie längere Zeit im Krankenhause gelegen habe, aber keine Heilung finden konnte. Nun erbot sich die Fremde, sie durch Sympathie zu heilen. Zu diesem Zweck forderte sie das Bargeld. Als die Gesundbeterin aber sah, daß Frau L. nur im Besitze von 3,50 M. war, meinte sie, daß es doch besser sei, wenn sie sich von der Nachbarin noch etwas borge. Als das abgelehnt wurde, ließ sich die Fremde von der reichlich naiven Frau die ganzen Schmuck- und Wertsachen, eine goldene Uhr mit Kette, den Trauring und anderes geben. Durch das bereitwillige Hergeben der Wertstücke wurde die Fremde immer sicherer. Schließlich verlangte sie auch noch die besseren Kleider und die Bettwäsche. All die Sachen ließ sie in einen Karton packen und zog damit ihrer Wege. Angeblich nach einem Kreuzweg, um dort betend die Krankheit zu verscheuchen. Frau L. bestellte sie nach einem Hause in der Berliner Straße, wo sie ihre Sachen wieder in Empfang nehmen sollte. Als die Abergläubige dorthin kam, sah sie zwar keine Frau Krause, sich selbst aber als Geprellte.

Die bestohlene Post.

Am Sonnabend nachmittag wurde auf dem Postamt Ritterstraße 6/7 ein dreister Diebstahl begangen. In dem Postamt befindet sich vor den Schalterräumen ein Markenkiosk. Die bedienende Verkäuferin entfernte sich auf wenige Augenblicke, um ihren Markenbestand zu ergänzen. Diese Gelegenheit benutzte ein Unbekannter, öffnete mit einem Nachschlüssel den Kiosk und stahl 20 M. bares Geld und 1300 M. in Briefmarken. Auf die Ermittelung des Täters hat das Polizeipräsidium eine Belohnung von 300 M. gesetzt.

Einbrecher als Brandstifter.

Spitzbuben, die sich nicht nur als Einbrecher, sondern auch als Brandstifter betätigt haben, statteten der Tischlerei von Heidemann, Markgrafendamm 11, einen nächtlichen Besuch ab. Die Burschen drangen in das Grundstück ein und verschafften sich Zutritt zu den Werkstätten, wo sie aber vergeblich nach Geld und Wertsachen suchten. Wahrscheinlich aus Rache über den Mißerfolg wurden sie dann zu Brandstiftern. Sie zündeten, ehe sie das Grundstück verließen, an mehreren Stellen Feuer an. Zum Glück wurde der Brand bald darauf entdeckt. Er hatte sich aber inzwischen doch bereits so stark entwickelt, daß die Feuerwehr alarmiert werden mußte.

Der Revolver.

Ein blutiges Ehedrama hat sich am Sonnabend im Osten der Stadt, im Hause Gryphiusstr. 12, abgespielt. Der dort wohnhafte Mechaniker Eduard B. war mit seiner Ehefrau in Streitigkeiten geraten. Die noch junge Frau geriet dabei in eine derartige Aufwallung, daß sie plötzlich an die Tischschublade heranging, einen scharfgeladenen Revolver daraus hervorholte und vor den Augen des Mannes die Waffe gegen sich richtete. Zwar sprang B. sofort hinzu, um die Lebensmüde an der Ausführung der Tat zu hindern, doch es war zu spät. Frau B. schoß sich eine Kugel in die Brust und brach bewußtlos zusammen. Sie wurde in bedenklichem Zustand nach dem Krankenhaus am Friedrichshain gebracht.

Selbstmord eines Veteranen.

Eine furchtbare Ueberraschung wurde am Sonntag früh der Familie des 66jährigen Invaliden Herm. Lupp, Ebertystr. 38, zuteil. Der alte Mann, ein Veteran des deutsch-französischen Krieges, war seit drei Jahren erblindet und zeigte seit dieser Zeit Anwandlungen zur Schwermut. In einem Anfalle von Schwermut benutzte er die Gelegenheit, als seine Frau und seine Töchter ein Vereinsvergnügen besuchten, um sich am Bettpfosten zu erhängen. Als die Familienmitglieder morgens nach Hause kamen, fanden sie den Vater tot vor.

Letzte Nachrichten.

Ausgleichsverhandlungen in Böhmen.

Prag, 1. März. Die deutsch-böhmischen Abgeordneten hielten heute eine Vollversammlung ab, in der beschlossen wurde, sich der Absage der Fortschrittspartei an die Regierung bezüglich der Ausgleichsverhandlungen anzuschließen. Die Radikalen erklärten jedoch das eigenmächtige Vorgehen der Fortschrittspartei für einen Bruch der Gemeinbürgschaft und sprengten durch ihren Austritt den einheitlichen deutschen Landtagsverband. Die Ausgleichsverhandlungen der Regierung sind damit endgültig gescheitert. Anschließend fand der Parteitag der Fortschrittspartei statt, in der es zu einer entschiedenen Kundgebung der Freiheitlichen gegen die Regierung und deren für die Deutschen unannehmbare Ausgleichsvorlagen kam.

Der französische Bergarbeiterstreik.

Paris, 1. März. Der Zentralvorstand des Bergarbeiterverbandes erklärt, er wolle den Kampf um einer einzigen Forderung willen nicht fortsetzen, und forderte die Arbeiter auf, die Arbeit am 3. März wieder zu beginnen.

Durch heiße Dämpfe tödlich verletzt.

Eberswalde, 1. März. An der Kupferhammer Schleuse des Finowkanals sollte der Heizer Paul Raasch auf dem Regierungsdampfer „Wilhelm Wohlbrück" einen Dampfkessel anheizen. Infolge eines Materialfehlers platzte ein Dampfzuführungsrohr und die ausströmenden Dampfwolken brachten dem Maschinisten so schwere Verletzungen am ganzen Körper bei, daß er bald nach seiner Einlieferung in das Eberswalder Krankenhaus verstarb. Ein zweiter Heizer konnte sich noch rechtzeitig in Sicherheit bringen. Er kam mit einigen leichten Brandwunden davon.

Ein Flieger in die Warthe gestürzt.

Landsberg a. Warthe, 1. März. Der Flieger Kammerer, der heute morgen in Johannisthal um den Städtepreis der Nationalflugspende gestartet war, ist bei Landsberg a. Warthe gelandet. Er hatte sich im Nebel verirrt und mußte dort niedergehen. Die Maschine liegt im Wasser. Der Flieger und sein Passagier Grußmann haben keinen Schaden erlitten.

Zusammenstoß zwischen Automobil und Eisenbahnzug.

Worms, 1. März. (W. T. B.) Bei Rhein-Dürkheim verunglückte heute abend gegen 9 Uhr das Automobil des Möbelfabrikanten Meffert mit fünf Insassen. Der Besitzer des Automobils und das älteste Kind wurden sofort getötet. Die Frau, der Chauffeur und das jüngere Kind wurden schwerverletzt in das hiesige Krankenhaus gebracht. Das Unglück ist auf einen Zusammenstoß mit einem Zuge der Kleinbahn Osthofen—Rhein-Dürkheim zurückzuführen.

Meuterei in einem russischen Gefängnis.

Windau, 1. März. Heute morgen erschlugen vier Zwangssträflinge des Gefängnisses dessen Aufseher, verwundeten einen zweiten schwer, entrissen ihm Gewehr und Revolver und entflohen längs der Meeresküste.

Russische Eisenbahnbeamte als Falschmünzer.

Warschau, 1. März. In Nowel wurde von einem aus Petersburg zur Revision der Weichsel-Bahnen entsandten höheren Beamten im Eisenbahndepot eine große Falschmünzerei entdeckt. Die falschen Silbermünzen wurden von den Eisenbahnkassen dem Reisepublikum als Wechselgeld gezahlt. Man vermutet, daß verschiedene Eisenbahnen sich an dem Vertrieb des falschen Geldes beteiligten. Der Revisor reiste sofort nach Petersburg zurück, um von seiner sensationellen Entdeckung an zuständiger Stelle persönlich Anzeige zu erstatten.

Theater.

Montag, den 2. März 1914.

Anfang 3 Uhr.

Neues Operntheater (Kroll). Vaterland.

Anfang 6 Uhr.

Cines Palast am Zoo. Varieté-Lichtspiele.

Anfang 6½ Uhr.

Cines Rollendorf-Theater. Varieté-Lichtspiele.

Anfang 7½ Uhr.

Kgl. Schauspielhaus. Peer Gynt. 1. Abend.
Deutsches. König Heinrich IV. 2. Teil.
Lessing. Peer Gynt.
Trianon. Er und der Andere.
Deutsches Opernhaus. Die Meistersinger von Nürnberg.
Zirkus Busch. Galavorstellung.
Zirkus Schumann. Galavorstellung.

Anfang 7⁵⁰ Uhr.

Metropol. Die Reise um die Welt in 40 Tagen.

Anfang 8 Uhr.

Urania. Winter in der Schweiz. Hörsaal 8 Uhr: Konstr.-Ingenieur R. Kesner: Die mechanische Technologie der Metalle.
Kgl. Opernhaus. Salome.
Kammerspiele. Der Snob.
Deutsches Künstler-Theater. Der Bogen des Odysseus.
Neues Operntheater (Kroll). Vaterland.
Königgrätzer Straße. Hinter Mauern.
Komödienhaus. Kammermusik.
Theater an der Weidendammer Brücke. Wer zuletzt lacht.
Theater am Nollendorfplatz. Prinzeß Grett.
Lustspielhaus. Die spanische Flöte.
Schiller O. Herodes und Mariamne.
Schiller Charlottenburg. Die beiden Leonoren.
Theater des Westens. Polenblut.
Montis Operetten. Jung-England.
Berliner. Wie einst im Mai.
Kleines. Veilchen Gebert.
Thalia. Die Tangoprinzessin.
Residenz. Hoheit — der Franz.
Friedrich-Wilhelmstädtisches. Fräulein Traßala.
Rose. Die Maschinenbauer von Berlin.
Kasino. Die alte Webern.
Herrnfeld. Die von oben und unten.
Reichshallen. Stettiner Sängen.
Wintergarten. Spezialitäten.
Apollo. Hartstein, der Stolz der 3. Kompagnie.

Anfang 8½ Uhr.

Luisen. Unser Junge.
Walhalla. Tangofieber.
Folies Caprice. Café Pingsheim. Der Heiratsgrat. Meyersteins.

Anfang 8½ Uhr.

Neues Volkstheater. Courtelline-Abend.

Anfang 9 Uhr.

Admiralspalast. Die lustige Puppe.
Berliner Eispalast. Eissport.
Cines Rollendorf-Theater. Varieté-Lichtspiele.

* * *

Sternwarte. Invalidenstr. 57—62

Öffentliche politische Versammlungen.

Dienstag, den 3. März, abends 8½ Uhr, in den **Konzert- und Festsälen** (Inhaber Obiglo), **Koppenstr. 29:**

Gr. Volks-Versammlung.

Tagesordnung:

Gegen den staatlichen Gebärzwang.

Referenten: Reichstagsabgeordneter **August Brey,** Genossin **Luise Zietz,** Stadtverordneter Dr. **R. Silberstein.** 199/4*

Genossen! Genossinnen! Auf zum Protest!

Der Einberufer: Eugen Ernst, Lindenstr. 2.

Kathreiners Malzkaffee ist wirkliches Malz und nicht bloß gebrannte Gerste. Man lasse sich durch das ähnliche Aussehen nicht täuschen und kaufe, um ganz sicher zu gehen, nur Malzkaffee in Paketen mit Kneipp-Bild.

Die Welt in Waffen!

Kriege und Kriegsgeschichte der Neuzeit von Hugo Schulz

Mit den besten zeitgenössischen Bildern. 60 Hefte à 20 Pfennig. Jedes Heft ist reich illustriert.

Der Verfasser behandelt in seinem Werke die Kriege des 19. und 20. Jahrhunderts von dem Beginn des polnischen Aufstandes und seiner heldenmütigen Volkskämpfe, die die Polen aus der todbringenden Umarmung des russischen Knutentums befreien sollten, bis zu den jüngsten Ereignissen im Balkan, bei denen zum Entsetzen aller Menschenfreunde die Kriegsfurie in all ihrer Scheußlichkeit: Frauenschändung, Ermordung von Greisen und Kindern, seine Wiederauferstehung feierte. Das Werk sollte von jedem nach Aufklärung strebenden Volksgenossen gelesen werden.

Zu beziehen durch alle Vorwärts-Ausgabestellen oder direkt von der

Buchhandlung Vorwärts, Lindenstr. 69

Spezialarzt

f. Geschlechtskrankheiten, Hautleiden, Schwäche, Ehrlich-Hata-Kuren, Blut- und Harn-Untersuchungen.

Dr. med. Karl Reinhardt. Institute:

Neanderstraße 12 nahe d. **Köpenicker Straße.** Sprechst. 5—7, Sonntags 10—11.

Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr., Sprechst. ½11-2, u. ½8-½10 U. abds., Sonnt. 11-1.

Für Frauen: Nur 3—4 Uhr.

Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. ☞ Vorzügl. Dauererfolge, auch bei schwersten, veraltetsten Fällen. Keine Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.

Man verlange im eigenen Interesse 48 Seiten starke Broschüre gratis und franko per Post i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Instituten während d. Sprechst. gratis erhältl. Weitere Auskünfte i. d. Sprechstund. kostenlos.

Warnung vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheuerlicher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.

Der nächste Herren-Vortrag findet statt am **Donnerstag,** den **5. März, abends ½10 Uhr,** in den **Arminhallen, Kommandantenstraße 58/59,** über: **Harnleiden,** wirksame und kurpfuscherhafte Behandlungsmethoden, ferner über **Ehrlich-Hata** mit Demonstrationen an naturgetreuen Wachsmodellen.

☞ Eintritt frei. — Fragebeantwortung. ☜

Heines Werke

3 Bände 4 Mark

Buchhandlung Vorwärts

Bilanz der Prodega

Produktions- u. Einkaufsgenossenschaft m. b. H. Reinickendorf,

Provinzstr. 117/118.

Gewinn- und Verlustkonto.

	M.		M.
Reisespesen-Konto	12 597,24	Bruttogewinn	31 796,33
Zinsen-Konto	90,—		
Fuhr-Konto	9 720,47		
Prozente-Konto	1 461,88		
Lohn-Konto	3 174,42		
Handl.-Unkosten-Konto	3 230,38		
Abschreibungen	421 83		
Reingewinn	1 102,61		
	31 796,33		31 796,33

Aktiva	M.	Passiva	M.
Waren-Konto	8 135,71	Kreditoren	8 013,11
Kautions-Konto	30,—	Bezahlte Eintrittsgelder	1 254,—
Pferd- und Wagen-Konto	4 796,55	Gezeichnete Anteile	15 840,—
Inventar-Konto	969,93	Darlehns-Konto	1 925,—
Kohlensäureflaschen- und Kruten-Konto	2 252,87	Reingewinn	1 102,61
Einzuzahlende Anteile	5 589,65		
Geschäftseinrichtungs-Konto	5 000,—		
Kassenbestand	1 360,51		
	28 134,72		28 134,72

Der Aufsichtsrat, J. A.: **Eduard Hohmuth,** Vorsitzender.

Der Vorstand, J. A.: Waldemar Günther, Albert Kruse.

Vorstehendes Gewinn- und Verlust-Konto sowie Bilanz per 31. Dezember 1913 stimmen mit den Büchern der „Prodega" E. G. m. b. H. Berlin-Reinickendorf überein.

Berlin-Reinickendorf, den 3. Februar 1914.

Julius Doerck, vereideter Bücherrevisor.

Die Brauerei Engelhardt

ist ein Großbetrieb mit der neuzeitlichsten Einrichtung; in den beiden Abteilungen in Berlin-Pankow und in Charlottenburg, sowie in den Niederlagen sind 127 Wagen mit 233 Pferden und 2 Automobil-Lastzüge im Dienst. ◆ Wir brauen ein vorzügliches Lagerbier „Special Hell" und ein dunkles „Export-Bräu" sowie unsere allbekannten Malz- und Caramel-Biere.

Künstlerischer Zahnersatz

Denkbarschonendste Behandlung **Mod. Zahnkunst, Bergst. 156, Neukölln**

St. Jakobs-Balsam

Hausmittel I. Ranges von Apotheker **C. Trautmann, Basel.** Eingetr. Schutzmarke. — Bew. Heilsalbe für Wunden u. Verletzungen jeder Art, off. Beine, **Krampfadern,** Brandschaden, Ausschl., Hämorrhoid., **Flechten.** In den Apotheken a M. 1.40 Gen.-Depot: St. Jakobs-Apotheke, Basel. Depots Berlin: König Salomonap., Charlottenstraße, Falkenap., Reichenberger Straße, Viktoriaap., Friedrichstraße, Reichsadler-Apotheke, Gr. Frankfurter Str. 134. 872b*

Radfahrerkarten Wanderkarten

hält stets vorrätig **Buchhandlung Vorwärts** Lindenstr. 69 (Laden)

Zigaretten-Branche.

Für Berlin und Umgebung werden tüchtige Vertreter gesucht für die **August-Bebel-Zigarette.** Offerten nach **Dortmund,** Viktoriastr. 10, erbeten. *

Stoffe

für elegante **Massanzüge, Paletots** Meter 4.–, 6.–, 8.– M.

Damen-Kostümstoffe Meter 3.–, 5.–, 7.– M.

Original englische Stoffe Meter 8.–, 10.–, 12.– M.

Loden für Pelerinen, Anzüge Meter 2.–, 3.–, 5.– M.

Reste günstigste Kaufgelegenheit.

Tuchlager Koch & Seeland G. m. b. H.

Gertraudenstr. 20-21 vis-à-vis der Petrikirche.

Pleureusen

in allen Farben direkt aus der Fabrik

Pleureusen No. 50, 35 cm lang		4,50
„ „ 52, 50 „ „		9,50
„ „ 54, ca. 60 cm lg.	2× gekn.	20,00
„ „ 55, ca. 65 „ „	2× gekn.	25,00
Straußfedern No. 43, 45 cm lang		4,00
„ „ 44, 50 „ „		5,00
„ „ 45, 55 „ „		6,50

Boas, Stolas, Reiher in allen Preislagen. Umarbeitung alter Federn zu schönen Pleureusen von 3 Mark an, sowie Reinigen, Krausen und Färben.

„Capstadt", Straußfedern-Fabrik Preisliste gratis.

Hauptgeschäft: Kl. Frankfurter Str. 25 I, Ecke Kaiserstr., Kgst. 2056
2. Geschäft: Kochstr. 38 I, an der Jerusalemer Kirche, Mpl. 8093.

Wochentags von 8—8, Sonnabend von 8—9, Sonntags von 12—2 Uhr geöffnet.

Hutformen — Federhüte

Schloßbräu-Flaschenbiere

bleibt wohlschmeckend bekömmlich.

Die Qualität ist hervorragend!

Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek

37 verschiedene Hefte à 20 Pf.

In Freien Stunden

Die Wochenschrift für Arbeiterfamilien

Wöchentlich 1 Heft für 10 Pf.

Schützt Goldfarbe, Gesundheitsstaboek! Die besten daher kaufen Marken Deutschlands.

Verantw. Redakt.: Alfred Wielepp, Neukölln. Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdr. u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Hierzu 1 Beilage.

Das staatlich bewachte Ehebett.

Abendrot.

Auf kahler Sandhöhe,
Wo der Sturm seine wirbelnden Fäuste
An kranken Kieferstämmchen übt,
Ragt des Verbrecherkirchhofs rotes Gemäuer.

Gleichgültig — kalt
Starrt
Ein nackter, gekreuzigter Verbrecher
Auf die schmucklosen Gräber.

Plötzlich
Schwellen des Heilands Wundmale,
Schwellen, brechen auf und bluten,
Bluten über Stamm und Gräber
Rote Rosenblüten.

Seine Mörder, zwei feiste Pfaffen,
Gehen vorüber, bekreuzigen sich.

Hans Kyser.

Der Sohn.

„Hühnerdörte, heizen!“ schrie die alte Erzieherin, das langjährige „Inventar“ des Meinertschen Hauses, zum Fenster hinaus.

Wo steckte nur heute die Dörte? Nicht wie sonst war die kleine, wie ein quadratisches, schlecht verschnürtes Paket wirkende Person im Rahmen der Tür mit der rotglühenden Kohlenschippe aufgetaucht. — Die Erzieherin hatte ihren Schlaf auf das Erscheinen der von Flammen umlohten „Brunhilde“ eingestellt. Wenn das Feuer im Ofen knisterte, machte sie immer noch schnell ein kleines Morgennickerchen vor Beginn des Unterrichts.

Heute nun blieb der Ofen stumm und kalt, das Fräulein begann ihren Tag in großer Unbehaglichkeit, und das Hühnervolk auf dem Hofe schien gleichfalls verwaist und verwahrlost.

„Ist etwa ihr Bruutmann gekommen? Oder ihr „Sähn“?“ fragte das Fräulein einen vorübergehenden Knecht, der den Ruf nach Dörte vernommen.

Der Mann grinste. Dörtes „Sähn“ war gerade zweimal so groß wie seine kleine Mutter, was das Vergnügen des ganzen Hofes bildete, und als ihr „Bruutmann“ galt eine sagenhafte Gestalt aus der Stadt. „De Sähn muß töwen, bis hei Urlaub kregt,“ erwiderte der Mann. „De Dörte is man hüüt mit de Melk na 't Stadt, weil Mine krank is.“

Die Erzieherin schlug zornig das Fenster zu. So eine Rücksichtslosigkeit! Weil Mine krank zu sein geruhte, mußte sie's kalt haben. Ordentlich „grünes Pulver“ eingeben! Das hilft bei Kühen und auch bei Menschen von Mines Schlage. Das alte Fräulein hatte sich angewöhnt, im Sinne ihrer Herrschaft zu denken.

Inzwischen trottete Dörte trübselig auf ihren kurzen, steifen Beinen die Chaussee entlang. Von Zeit zu Zeit hob sie die Faust nach der Gegend zu, wo sie die Stadt vermutete, und murmelte eine Verwünschung.

Dieser verdammte Pony! Da war sie ein wenig abgestiegen, um sich die Füße zu vertreten — sie konnte das lange Kutschieren nicht vertragen —, und der Pony, der Galgenstrick, hatte die Gelegenheit gleich benutzt, zu entwischen. — Dörte sah noch immer den verschmitzten Blick, mit dem er sich nach ihr umgewandt. „Ich kann meine Milch allein verkaufen,“ stand deutlich in den klugen Pferdeaugen. „Du bist als Fremde durchaus überflüssig.“

Und wirklich der Pony kannte seine tägliche Route genau. Zuerst machte er bei Doktors Halt. Das rotbäckige Stubenmädchen hörte das gewohnte Räderrollen und öffnete die Haustür. Vor Staunen ließ sie beinahe die große Milchkanne fallen.

„Nein, so was! Hans, wo hast du denn deine Mine?“

Hans wieherte, als wollte er sagen: „Fragt man nicht! — Bedient euch lieber!“

Die junge Frau Doktor im Morgenhäubchen schaute zum Fenster heraus. „So ein kluges Tier! Hoffentlich ist der Mine nichts zugestoßen? Messen Sie nur die zwei Liter ab, Marie!“

Der Pony schaute aufmerksam zu, wartete geduldig, bis das Geschäft erledigt war und karrte dann seine Milch im Zuckeltrab zur nächsten Kundin, der Frau Apothekerin. Ueberall erregte er ob seiner Intelligenz das Entzücken der Hausfrauen und Mädchen. Man lief auf die Straße, sah ihm nach, stand in Gruppen zusammen und dankte Gott, in der Oede der Kleinstadt ein Gesprächsthema zu haben. Schließlich aber überwog in der einen und anderen doch das Interesse für Mine. Was sollte ihr Fehlen bedeuten?

„Wir müssen uns nach dem armen, alten Wurm erkundigen,“ entschloß sich die Frau Doktor als erste.

Gerade wurde eine Deputation zusammengestellt, die auf der Landstraße nach der verschwundenen Mine forschen sollte, da langte Dörte atemlos und mit bitterbösem Gesicht am Ende der Hauptstraße an.

Mit lautem Halloh wurde sie begrüßt. Der Kaufmann, der Bäcker, der Schornsteinfeger und Schnittwarenhändler, alle kamen aus ihren Läden, und Dörte mußte ihre Erzählung vom Pony, der sie unterwegs versetzt, immer von neuem wiederholen. Zum Schluß fragte man auch nach Mine. Dörte, durch die Aufmerksamkeit, die man ihr gewidmet, stolz und unbedachtsam gemacht, verbreitete sich des längeren über die Art von Mines Krankheit.

„Am Enn is es auch von wejen de Muus,“ schloß sie ihren ausführlichen Bericht.

„De Muus? — Ach so, eine Maus? Was ist mit der Maus?“ scholl es aus mehreren Kehlen zugleich.

Dörte blinzelte verlegen vor sich hin. Blendete sie das Sonnenlicht? Ach nein, es dämmerte ihrem etwas beschränkten Verstande, daß sie das von der Maus nicht hätte sagen sollen. Doch vor dem Drängen ihrer begierigen Zuhörerschaft gab es keine Rettung.

„Na denn, es is ihr eene Muus in de Melk fallen, die's für'l Stadt injossen hett . . .“

Tödliche Stille trat ein. Dörte sah in lauter schreckensbleiche Gesichter. Das ihre verzog sich in Angst.

„In unsere Milch?“ tönte es ihr entsetzt entgegen.

Dörte kannte die Kunst des Ausweichens nicht. — „Et war ja man so'ne kleene,“ stammelte sie entschuldigend.

Die Frau Doktor preßte ihr Tuch an den Mund und eilte im Sturmschritt ihrer häuslichen Kemenate zu. Die anderen verkrümelten sich gleichfalls. Dörte ließ ihre guten alten Augen verstört im Kreise herumgehen. Dort verschwand soeben mit strengem Gesicht der Kaufmann, der ihr so manchmal schönen Kandiszucker für ihren Husten geschenkt, in seinen Laden. Der schwarze Mann, der Schornsteinfeger, warf ihr im Weiterschreiten einen mitleidigen Blick zu. Nur das rotbäckige Stubenmädchen von Doktors prustete vor Vergnügen. Die hatte gut lachen!

Dörte ging zum Wagen hinüber. Der Pony schaute so brav und fromm drein, als könne er kein Wässerchen trüben. Das Mädchen guckte in alle Fässer. Sie waren leer. Mit einem Seufzer wollte sie sich auf den Bock schwingen, wo ihr eins der Fässer als Sessel dienen mußte, da kam mit wehenden Schürzen- und Rockzipfeln die Maid von Apothekers die Straße herauf.

„Ein Brief, Dörte! Den möchten Sie dem Herrn selbst aushändigen.“

Dörte schob den Brief ehrfurchtsvoll zwischen die Knopflöcher ihres Wamses. Was Geschriebenes flößte ihr immer Respekt ein. Lesen konnte sie's ja nicht. Aber sie war stolz darauf, daß wenigstens ihr „Sähn“ es gelernt.

Unversehens wanderten ihre Gedanken zu ihm. In diesen Tagen kam er ja vom Militär los. Die Stadt hatte es ihm angetan. Er war keiner von denen, die sich auf dem Lande unter einen Herrn ducken mögen. Das alte Mädchen lächelte zärtlich vor sich hin.

Der Pony schien gut machen zu wollen, was er an ihr gesündigt. Ganz liebenswürdig und brav ließ er sich von ihr lenken. Bis die ersten Häuser des Dorfes in Sicht kamen. Da tauchten die beiden jüngsten Meinertschen Sprößlinge in Begleitung der Erzieherin vor den erstaunten Augen des alten Hans auf, und sofort ging's mit den Neckereien los. Sie erkletterten den langsam fahrenden Wagen und piesackten Pferd und Dörte so lange, bis sich das alte Mädchen energisch zu wehren begann.

Der Pony verstand Dörtes heftige Bewegung falsch und setzte sich in Geschwindtrab. Dörte rutschte bei dem Bemühen, die Jungens abzuschütteln, mit ihrer Sitzfläche auf das kreisrund ausgeschnittene Faß. Sie strampelte mit Händen und Füßen, was bewirkte, daß sie tiefer und tiefer in dem Loch versank. Die Jungens stimmten ein Indianergeheul an, und so hielt der Wagen auf dem Hofe seinen Einzug.

Frau Meinert stürzte aus dem Haus, holte unwillig, als Hans

Kasernentragödien.

Unaufhörlich ertönen die Lobgesänge auf unser herrliches „Volksheer". Die Ehre, des Königs Rock zu tragen, kann nicht laut genug gerühmt werden. Fast scheint es, als wolle man mit den Aeußerungen lauter Begeisterung den Schmerzensschrei verzweifelnder Menschen ersticken, der immer wieder aus dem Dunkel der deutschen Kasernen ertönt. Denn die erschreckend hohe Zahl der Soldatenselbstmorde, der Desertionen und der Selbstverstümmelungsversuche steht wahrlich nicht im Einklang mit den Lobeshymnen auf die Trefflichkeit unserer Heeresorganisation.

Erst kürzlich haben sich zwei Tragödien ereignet, die wie ein Blitzlicht hineinleuchten in die finsteren Winkel der Kasernenwelt. Zwei Tragödien, die keine Ausnahmeerscheinungen, sondern nur typisch für viele andere sind. In Metz, jener Hochburg der „Grenzwacht gegen den Erbfeind", haben sie sich abgespielt. Die bürgerliche Presse, die in diesen Tagen gewissenhaft und ausführlich das Absetzen des Gouverneurs von Metz registriert hat, ist an diesen Tragödien stillschweigend vorbeigegangen. Erst durch die sozialdemokratische Presse konnten sie der Oeffentlichkeit bekanntgegeben werden. Es handelt sich dabei nach einem ausführlichen Bericht unseres Bochumer Parteiblattes um folgendes:

Der Sohn des Bergarbeiters Emmeluth aus dem Dorfe Gerthe bei Bochum war im Herbst vorigen Jahres zum Dragonerregiment Nr. 9 in Metz eingezogen worden. Hier wird er bei der 5. Eskadron die üblichen Rekrutenerfahrungen gemacht haben. In einem Briefe an einen Freund schreibt er, daß „im Dienst manchmal etwas gefällig sei, was sich manch einer vorher nicht träumen läßt". Immerhin scheint er sein Los noch einigermaßen erträglich gefunden zu haben, denn in einem Briefe an seine Eltern hofft er, Ostern in Urlaub kommen zu können.

Zwei Tage nach diesem Brief, vom 17. Februar ab, erhielt der Vater des Dragoners eine Reihe von Mitteilungen, aus denen hervorging, daß sein Sohn nicht mehr unter den Lebenden weile. Ueber die Todesart des kräftigen jungen Mannes aber schwebt ein geheimnisvolles Dunkel. Die dem Vater zugegangenen Mitteilungen sind für unsere deutsche Kasernenkultur überaus charakteristisch. Sie lauten:

Erstes Telegramm.

Metz, 17. 2., 11,10 Uhr abends. Sohn heute abend schwer verwundet.

5. Eskadron, Dragonerregiment 9.

Auf telegraphische Anfrage nach dem Befinden seines Sohnes erhielt der Vater ein

zweites Telegramm.

Metz, 18. 2., 5,25 Uhr nachmittags. Sohn gestern abend verstorben.

Müller, Wachtmeister.

Bald folgte das

dritte Telegramm.

Metz, 18. 2. 9,30 Uhr nachm. Die Eskadron bittet dringend um Nachricht, ob Ihr Sohn auf Staatskosten nach dort überführt werden soll, oder ob die Beerdigung hier stattfinden soll.

Müller, Wachtmeister.

Auf die Anweisung der Eltern, die Leiche in die Heimat zu senden, erhielten sie das

vierte Telegramm.

Metz, 19. 2. 5,50 Uhr nachm. Ueberführung hier Sonnabend 8 Uhr.

Lazarett.

Kurz danach kam ein

fünftes Telegramm.

Metz (Devant-les-Ponts), 19. 2. 7 Uhr nachm. Eskadron erbittet dringend Nachricht, ob die Ueberführung Ihres Sohnes, trotzdem er sich selbst das Leben genommen, stattfinden soll.

Müller, Wachtmeister.

Hier tritt zum erstenmal die Behauptung von dem Selbstmorde auf, die dann nochmals unterstrichen wird in dem folgenden

Brief des Wachtmeisters Müller.

Metz, 19. 2. 14. Wie Ihnen schon telegraphisch mitgeteilt worden ist, ist Ihr Sohn bereits am 17. abends verstorben. Leider muß ich Ihnen die Mitteilung machen, daß Ihr Sohn nicht verunglückt ist, sondern sich durch Erhängen das Leben genommen hat. Als Grund kann dafür Streit mit anderen Kameraden angenommen werden. Die Leiche wird wahrscheinlich Freitag nach der Bahn überführt werden. Ihr Sohn war ein ganz tüchtiger und guter Soldat und stand im Rufe seiner Vorgesetzten gut angeschrieben.

Der Vater ist nach Metz gefahren, um möglichst Aufklärung über die Ursache des Todes seines Sohnes zu erlangen. Dabei hat er die Ueberzeugung erlangt, daß der junge Soldat im Stalle schwer mißhandelt worden ist.

Nach den Erkundigungen des Vaters hat sich etwa folgendes abgespielt:

Dienstag, den 17. Februar, abends, war nochmals Appell angesetzt, wobei alle gesund zur Stelle waren. Nach dem Appell mußten Emmeluth und noch ein anderer Rekrut ihre Karabiner aus dem Stall holen, die sie dort stehen gelassen hatten. Nach der Aussage, die der andere in Gegenwart eines Vizewachtmeisters gemacht hat, ging er zuerst in den Stall und wurde dort verprügelt, dann ließ man ihn wieder laufen. Inzwischen kam auch Emmeluth in den Stall, auf den nun auch die Jagd unternommen wurde, bis er schließlich nicht mehr laufen konnte. Dann wurde kommandiert: Emmeluth abtreten! Der andere bestätigt, daß Emmeluth mit einem Besenstiel und einem anderen Gegenstande geschlagen wurde.

Der andere Rekrut hatte den Wachtmeister von der Mißhandlung in Kenntnis gesetzt. Als dann nachgesehen wurde, fand man Emmeluth auf dem Abort in einem Riemen hängend, auf.

Nach der Aussage des Oberstabsarztes wurden während mehr als 2 Stunden Wiederbelebungsversuche angestellt — leider vergeblich. Ueber die Todesursache selbst wußte auch der Oberstabsarzt dem Vater keine Angaben zu machen.

Die Leiche zeigte am Montagvormittag keine Merkmale des Erhängens. Wohl aber zeigten sich am Körper Spuren heftiger Mißhandlungen. An der linken Seite, in der Gegend der Hüfte befanden sich handgroße, stark blutunterlaufene Flecken, ebenfalls in der Herzgegend, die nur von mit großer Wucht und einem harten Gegenstand ausgeführten Schlägen herrühren können. Auch an den Geschlechtsteilen zeigten sich Spuren schwerer Schläge und Tritte.

Für die Tatsache, daß man die Leiche in einem Riemen hängend im Abort gefunden hat, äußert der Vater die Vermutung, daß seine Peiniger, als sie die Folgen ihrer Roheiten sahen, den Leichnam in den Abort geschleppt und dort in den Riemen gehängt haben, um den Anschein des Selbstmordes zu erwecken.

Infolge der eingeleiteten Untersuchung sind drei Mann in Haft genommen worden. Näheres aus der Untersuchung ist dem Vater nicht bekannt.

* * *

Die zweite Tragödie stellt sich als ein Unteroffizierselbstmord beim feudalen „Königsinfanterieregiment" Nr. 145, gleichfalls in Metz, dar. Sie zeigt, daß der Chargierte, der sich nicht zu einem harten Werkzeuge der großen Drillmassen hergibt, erbarmungslos unter die Räder kommt.

Der Unteroffizier R., Sohn eines Schneidermeisters in Breiholz in Schleswig, war mit Leib und Seele Soldat. Nach Besuch der Unteroffizierschule hatte er drei Jahre Frontdienst bei dem Regiment getan, dessen Chef der Kaiser ist. Im Januar dieses Jahres setzte er selbst seinem Leben durch eine Kugel ein Ziel. Ueber die Gründe für die Verzweiflungstat gibt der nachstehende Abschiedsbrief an seine Eltern Aufschluß:

Montigny, den 6. 1. 14.

Meine lieben Eltern!

Wenn Ihr diese wenigen Zeilen erhalten habt, weile ich nicht mehr unter den Lebenden, eine Kugel hat meinem qualvollen Leben ein Ende gemacht. Ich habe Euch nicht die Wahrheit gesagt; wenn ich gesagt habe, es geht mir gut, so habe ich es getan, damit Ihr Euch keine Sorgen um mich machen sollt. Es ist nicht mehr zum Aushalten. Der Hauptmann sitzt immer auf mir und ist ihm nichts gut zu machen. So hat er mich heute mit drei Tagen bestraft, weil ein Mann meiner Korporalschaft mit zerrissenem Rocke erschienen ist, und so ist es immer; wegen der geringsten Kleinigkeiten macht er mich runter. Ich fühle es, daß er mich so weit bringt, daß ich zum Verbrecher an ihm werde, denn bei einer Gelegenheit würde ich mich zu einer unüberlegten Tat hinreißen lassen. Ich habe mir alles reiflich überlegt, mir bleibt kein anderer Weg offen. Möge Euch der Gedanke trösten, daß ich jetzt besser aufgehoben bin, denn in meinem Innern ist Friede, und Gott wird mir mein Handeln verzeihen. Wer weiß, wie es unter diesen Umständen mit mir geendet hätte. Ich bliebe ja noch gern bei Euch, aber ich kann nicht anders. Weinet nicht, liebe Eltern, denn mir wird es jetzt wohler. Ihr müßt jetzt nach Tine, Berta und Marie schreiben, meine Zeit eilt.

So lebt denn alle ewig wohl und seid alle zum letztenmal herzlich gegrüßt von Euerm unglücklichen Sohn und Bruder, dem es jetzt besser gehen wird. Ich umarme Euch in Gedanken nochmals. Dort oben sehn wir uns wieder!

Hans Ferdinand.

Das sind die Abschlüsse zweier Menschenschicksale in deutschen Kasernen. Viel ähnliche sind ihnen vorausgegangen, manche werden ihnen nachfolgen. Denn am „Lebensnerv" unseres Staatslebens darf ja nicht gerüttelt werden, das ist das Glaubensbekenntnis unserer herrschenden Klassen, und das Bürgertum beugt sich demütig unter der brutalen Faust des Militarismus. Wir aber sagen, ein Militärsystem, unter dem alljährlich 300 bis 400 junge Menschen in der Vollkraft ihrer Jugend ihrem Leben freiwillig ein Ende machen, unter dem jährlich Tausende desertieren, um in der Fremde ein freud- und friedloses Dasein zu führen, unter dem die Soldatenschindereien in all ihren brutalen Spielarten zu einer unausrottbaren Gewohnheit geworden sind, ist trotz allen Tiraden des nationalen Pharisäertums weit entfernt von dem Ideal eines Volkes in Waffen. Nur die Arbeiterklasse kann mit ihrem Kampfe gegen Unterdrückung und Ausbeutung dieses Ideal verwirklichen.

Russische Gefängnisgreuel.

Es tut gut, einmal von den eigenen politischen Schmerzen abzusehen und über die Grenze hinweg die Leiden der Gesinnungsgenossen zu betrachten, die den gleichen Kampf unter noch ungünstigeren Bedingungen führen und deren Machthaber den trefflichen Herrn v. Dallwitz in jeder Hinsicht erreichen und überbieten. Francis de Pressensé, der jüngst verstorbene Vorsitzende der französischen Liga der Menschen- und Bürgerrechte, hat ein Jahr vor seinem Tode am 13. Februar 1913 in Paris eine Rede gehalten, deren blutiges Echo sofort über die ganze Welt hätte dröhnen müssen. Das Echo wurde ihm damals versperrt. So leichtes Spiel sollen ihre Widersacher nicht haben: sie erscheint jetzt in einer Uebersetzung. Diese Rede reißt den Vorhang von einer Welt der Macht und des Grauens, deren blutrünstige Einzelheiten keine Phantasie ersinnen kann, die nur auf amtlich russischem Weg entstehen konnten. Wir wollen abermals das unsere dazu tun, Tausenden und aber Tausenden von diesen grauenvollen Dingen Wissenschaft zu geben.

Hunderttausend politische Gefangene stecken heute in den russischen Gefängnissen zusammen mit 120 000 gemeinen Verbrechern und dabei sind all die zahlreichen „Totenhäuser" des europäischen und asiatischen Rußlands kaum imstande, hunderttausend richtig aufzunehmen. Welcher Jammer allein in dieser Feststellung liegt, das beschreibt Pressensé in unwiderleglichen Einzelheiten. Es gibt Gefängnisse, in denen Zimmer für 50 bis 60 Gefangene mit 80, 90 und selbst 100 Menschen belegt sind. Spaziergänge im Gefängnishof gibt es nicht mehr, seit auch dieser für die Massen der Gefangenen zu eng geworden ist. Die Luftklappen zu öffnen, ist mit Todesgefahr verbunden; denn die postenstehenden Kosaken lieben mit Erlaubnis der Vorgesetzten den Sport, scharf zu schießen, wenn sich irgendwo der Kopf eines politischen Gefangenen zeigt. Es gibt keine Matratzen, keine Bettdecken, keine Kissen. Es gibt zahlreiche Gefängnisse, wo die Gefangenen keine Betten haben, wo sie auf Tischen und auf dem Fußboden liegen müssen oder in zwei Ablösungen abwechselnd in demselben Bett schlafen müssen: die einen von 7 Uhr abends bis 2 Uhr nachts, die anderen von 2 Uhr nachts bis 7 Uhr morgens. Ueber die Verpflegung ein Wort zu sagen, erübrigt sich. Es sei nur erwähnt, daß zum Beispiel in Algatsch in Sibirien die Suppe für 600 Menschen aus Bestandteilen bereitet wird, die für 300 berechnet sind, und daß die Gefangenen zu einer Schale dieses Gebräus 50 Gramm fast ungenießbaren Abfallfleisches bekommen. Dafür haben selbst die Aermsten ohne Bett die getreuesten Bettgenossen: Skorbut, Typhus, Lungenschwindsucht und Syphilis. Diese vier Teufel herrschen in allen russischen Gefängnissen und sorgen wenigstens dafür, daß die Gefängnisse von Zeit zu Zeit einen Abfluß ihrer Ueberfüllung haben.

Daß es in solchen Massengräbern sich nicht einmal mehr um die gesetzlich garantierte Zwangsarbeit handeln kann, ist klar. Man hat damit den verhaßten Politischen den letzten Lebensinhalt genommen und läßt nur noch in ganz wenigen Gefängnissen garantiert tödliche Arbeiten zu, so in Orel das Auslesen von Baumwolle in Werkstätten, deren Luft derart mit Flocken und Staub angefüllt

---

nun Halt machte, die Jungens vom Wagen herunter und half im Verein mit dem Stubenmädchen der armen Dörte aus ihrer schlimmen Lage heraus.

Am Hoftor tauchte das mißmutige Gesicht der Erzieherin auf, und hinter ihr — Dörte hielt, um recht zu sehen, die Hand über die Augen — das war ja ihr „Sähn" . . .!

Frau Meinert, die am Rhein ihre Heimat hatte und immerhin mehr Herz für die Dienstleute besaß als ihr sehr „märkisch" gesinnter Mann, lachte über die Freude in Dörtes drolligem Gesichte. „Na, lauf man hin," sagte sie gemütlich, „der will Dich doch überraschen."

Dörte setzte ihre kurzen Beine in Bewegung. Da fiel ihr der Brief in ihrer Jacke ein. Der Gutsbesitzer durchquerte gerade den freien Platz zwischen Gemüsegarten und Haus. Dörte näherte sich ihm, vor Ungeduld wackelnd. „Schall ick 'n Herrn selwst gewe . . ." Sie wollte fort, dem ihr schon von der Mitte des Hofes her zuwinkenden Sohne entgegen. Ein kurzes, herrisches: „Hiergeblieben!" bannte sie an ihren Platz.

Die Stirn des Gutsherrn furchte sich beim Lesen. Seine Frau sah es voller Angst. Die Erzieherin, eingeweiht in fast alle Angelegenheiten der Herrschaft, kam neugierig näher.

„So," machte der Gutsherr, und die Ader auf seiner Stirn schwoll dick an. „Solche Schweinerei kommt hier vor? Und Du alte Henne mußt das noch ausgackern? Na täuw!" Er hob den Stock, den er in der Hand hielt, und im nächsten Moment tanzte der dicke Knüttel auf Dörtes altem Rücken herum.

Die Gutsherrin hielt sich entsetzt die Ohren zu und rannte ins Haus. Die Erzieherin blieb mit den beiden gaffenden Jungen stehen und preßte die Lippen zusammen. Ob aus Vergnügen an der Exekution oder vor Schauder, konnte man nicht feststellen.

„Ne Maus in der Milch! Und das erzählst Du den Leuten, Du Twall?" keuchte der Gutsherr. In neuer Wut hob er den Stock.

Da fühlte er sich von hinten umklammert. Zwei junge starke Fäuste entwanden ihm die Waffe, die an dem alten, wimmernden Wesen recht gut zur Mordwaffe hätte werden können.

„Schämen Sie sich nicht?" donnerte der riesige, junge Mann, „eine alte Frau zu schlagen?" Und im Nu sauste der Knüttel auf des Gutsbesitzers breiten Buckel nieder.

Der stand einen Augenblick lang wie gelähmt. „Die Flinte!" rief er dann zähneknirschend zum Hause hin.

„Wagen Sie es!" sagte der Riese eisig und bewegte wie spielend den Stock.

Die Blicke des untersetzten Mannes krochen plötzlich merkwürdig scheu an dem baumlangen Menschen empor. Mit einem Fluch drehte er sich um und stiefelte ins Haus.

„Wejen de Muus von hüüt Morjen heit se Schacht krejen," hörte die Erzieherin eins der Mädchen sagen, als sie am Kuhstall vorbeiging. „Als ob de Dörte da wat for kann! Aber so'n Sähn! Wenn meiner so würde!"

Und ein tiefer Seufzer schwellte die Brust der kaum Achtzehnjährigen, die schon seit dem vorigen Jahre Mutter war.

Posthumus.

Die goldene Uhr.

Ein Dialog von Ferdinand Gruner.

Ein Polizeikommissariat auf der Polizeidirektion im Departement B, Abteilung 21: Fundbureau.

Polizeikommissar (gähnt, klappt die Zeitung zusammen, steht auf): Gott sei Dank, der Vormittag wäre vorüber. Wieder einmal nichts in den Blättern. Geradezu blödsinnig wenig. Na! heute werd' ich mal pünktlich sein. Klothilde wird sich freuen. Dafür gibt's aber auch Lungenbraten mit Kompott. (In diesem Augenblick klopft es, der Kommissar preßt die Lippen aufeinander, zornig): Zum Kuckuck, was ist denn das? Jetzt noch! (Er spricht nicht „herein", trotzdem öffnet sich die Tür vorsichtig und höflich. In dieser erscheint ein junger Mann in dunklem Anzug, frisch rasiert, in neuer Wäsche und gelben Schuhen. Die Uhr schlägt eben zwölf.)

Schiegel (verbeugt sich): Ich habe wohl die Ehre, den Herrn Polizeikommissar Ottenhauser vor mir zu sehen?

Kommissar (mit Nachdruck, barsch): Das Vergnügen hätten Sie den ganzen Vormittag haben können, nun hat es eben Mittag geschlagen. Was wollen Sie?!

Schiegel (erschreckt und errötet, verbeugt sich von neuem): Ich bitte um Entschuldigung, Herr Kommissar. Ich sitze bereits seit zwei Stunden im Vorzimmer. Man sagte mir, Herr Kommissar seien beschäftigt und würden läuten.

Kommissar: Selbstverständlich! Die Polizei ist immer auf das Aeußerste beschäftigt. Denn sie muß sich um die unangenehmsten Dinge kümmern, die die Dummheit und Nachlässigkeit der Menschheit gebiert. Was wollen Sie, frage ich Sie zum zweiten Male?

Schiegel (nimmt ein kleines, verschnürtes Paket aus der Tasche): Ich erlaube mir hier einen Fund zu deponieren.

Kommissar (unfreundlich): Wenn Sie wirklich schon zwei Stunden gewartet, haben Sie nicht Zeit gefunden, das Paket aufzumachen?

Schiegel (reißt die Umhüllung auseinander und packt aus einem Seidenpapier eine dem Anscheine nach goldene Uhr mit Kette): Hier, bitte!

Kommissar: Ah! Das haben Sie heute gefunden?

Schiegel (unruhig): Nein!

Kommissar (zieht die Brauen hoch): Nicht? Also gestern abend?

Schiegel (errötet): Auch nicht! Vorgestern abend!

Kommissar: Und da deponieren Sie erst heute den Fund, mein Herr? Wer sind Sie?

Schiegel: Johann Schiegel, Buchhalter bei der Firma Heinz u. Komp.

Kommissar: Sie müssen wissen und sollen wissen, daß die Sache verdächtig ist. Vorgestern abend fanden Sie das Stück und heute melden Sie den Fund der Polizei!

Schiegel: Vorgestern abend wollte ich abreisen.

Kommissar: Aber gestern? Vierundzwanzig Stunden war der gestrige Tag wie jeder andere lang!

Schiegel: Gestern war ich nicht in der Stadt anwesend. Es war, wie sich Herr Kommissar zu erinnern belieben, ein Feiertag.

Kommissar: Auch an Feiertagen sind unsere Bureaus leider geöffnet. Die Sache ist verdächtig. Einen so wertvollen Gegenstand läßt ein Mann von Anstand unmöglich vierundzwanzig Stunden in seiner Behausung liegen. Wo fanden Sie ihn?

Schiegel: In der Gürtelstraße!

Kommissar (lächelt ironisch): In der Gürtelstraße? Das besagt für mich, daß Sie unverheiratet sind oder sich in diesem Augenblicke nicht daran erinnerten, daß Sie es wären, wenn Sie es nicht wären.

Schiegel: Ich bin es in der Tat nicht!

Kommissar: Man trifft um Mitternacht in der Gürtelstraße auch sehr verheiratete Herren.

Schiegel: Ich benütze sie als Durchgang vom Bureau zur Wohnung, da sie die kürzeste Verbindung herstellt. Ich wohne Lenaugasse 23, 4. Stock, bei Frau verwitwete Seffelberg.

Kommissar (wirft einen Blick auf den Wandkalender): Vorgestern war der Letzte! Wann erhalten Sie Ihren Gehalt ausgezahlt?

Schiegel (erstaunt): Am Ersten!

Kommissar (nickt lebhaft): Ich wußte es! Sie hatten daher natürlich kein Geld?

Schiegel (bestimmt): Pardon! Ich habe ein Sparkassenbuch!

Kommissar: Und haben Sie daraus Geld entnommen? Vorgestern?

Schiegel (energisch): Nein!

Kommissar (lächelt): Also habe ich recht. (Er öffnet den Mantel der Uhr und nickt lebhaft.) Sie haben wohl die Chiffre gelesen? H. G.

ist, daß sein Aufenthalt von einer Woche in dieser Atmosphäre selbst für die kräftigste Lunge unrettbare Schwindsucht bedeutet. Um aber die körperliche Not, das tödliche Nichtstun und die seuchenerfüllten Kerker noch schrecklicher zu machen, hat man für die politischen Gefangenen seelische Qualen erfunden, die ihre Reihen nachdrücklicher lichten, als alle Krankheiten. Ein Disziplinargesetz teuflischster Sorte stößt sie unter die niedrigsten Verbrecher hinab. Schläge, Zwangsjacke, gemeinster Zwang, ihre Peiniger mit Schmeicheleien anzureden, treiben die Blutzeugen eines großen Freiheitskampfes aus dem Reiche des Blutzaren in das eines milderen Herrschers: des Todes. Der Selbstmord ist das einzige Recht, das die politischen Gefangenen in Rußland haben und das sie mutig und ohne Zögern ergreifen. Eine Selbstmordepidemie hat sich in den russischen Gefängnissen ausgebreitet, die selbst den Bluthunden der russischen Regierung Angst zu machen anfängt. Die Helden ihrer Ueberzeugung protestierten gegen die Herabwürdigung ihres Leibes und ihrer Seele durch massenhafte Selbsttötungen: Helden, wie Sasonoff, der den Minister Plehwe ermordete und damit das große Zeichen zum Anfang der Revolution gab. So beschreiben sibirische Verbannte, die mit Sasonoff im Gefängnis saßen, das Ende dieses Mutigsten von allen: Sasonoff beschloß mit einigen Freunden, zur Abschreckung der Verwaltung, gemeinsam Selbstmord zu begehen. Seine heilige Hoffnung war, daß dieser Schritt einen gewissen Einfluß auf die Henker ausüben werde. Sasonoff verschluckte das Gift, das er sich verschafft hatte. Unglücklicherweise war es nicht stark genug. Er erwachte mit heftigen Kopfschmerzen, aber er blieb am Leben. Die Zuchthausdirektion veranlaßte seine sofortige Ueberführung in eine andere Anstalt — voller Angst, daß sein moralischer Einfluß allzu übermächtig und gefährlich werde. Im neuen Gefängnis von Serentui, das ihn aufnimmt, herrscht ein Regiment höllischer Schrecken. Zeigt er den Kopf am Fenster seiner Zelle, wird von Soldaten auf ihn geschossen. Das hieß ihn mit voller Ueberlegung in den Tod treiben. Der Tag seiner Entlassung stand nahe bevor. Aber diese lockende Aussicht brachte ihn nicht von seinem Entschluß ab. Er wollte das Opfer seines Lebens bringen, als freiwilliger Märtyrer einer großen Sache: der Hochachtung vor dem Besiegten. Diesesmal war das Gift gut . . .

In der Rede Pressensés dröhnt die Stimme des Volks, anklagend, verfluchend, das Echo all der hunderttausend Todesschreie, die im Namen des Zaren unseren Genossen in Rußland erpreßt werden. Wenn der Zar reist, sperrt man ihn gegen diese Stimme durch einen Wall von Polizisten ab, ihn und alle die Herrschaften mit und ohne Krone, die zu seinem Empfang heraneilen. Kehrt er dann ungefährdet nach Petersburg heim, in den Ohren der Nachhall verlogener Hurrastimmung, so begrüßen ihn die Türme der Peter- und Paulfestung als sichere Zeugen dafür, daß die russische Knechtschaft immer noch festgewurzelt sei und ihre unerschütterten Fundamente in ein Meer von Märtyrerblut recke. Aber die Drachensaat der ersten Revolution kann keinen edleren Dung haben als die Leiber der gemarterten Helden. Im Osten geht die Sonne auf, jeden Tag, und für jede Freiheit, und eines Tages wird sie rot am Himmel stehen, als habe sie all das Blut gesammelt, das der Zarismus und seine Helfershelfer lange Jahre hindurch in den Mörderstätten der russischen Gefängnisse den Führern der Freiheit abgezapft haben. Diese Glut verkündigt schon heute, daß der Tag nahe sein muß, der das Regiment der Mörder unerbittlich auslöscht.

Der Traum vom Ochsenfisel.

Im Organ der württembergischen Konservativen, der unter Ausschluß der Oeffentlichkeit in Stuttgart erscheinenden „Süddeutschen Zeitung", fand sich dieser Tage eine Erzählung, in der die innerpolitischen Kämpfe im Deutschen Reiche märchenhaft verbildlicht sind. Als handelnde Personen treten Tiere auf, in denen unschwer unsere verschiedenen Parteien zu erkennen sind. Ein „regierender Herr" ist der einzige Mensch. Verfaßt ist die sonderbare Geschichte von einem „Graunzer". Der Name weist hin auf das grunzende agrarische Schwein, und ein Schweineglück wäre es für die blutgierigen Reaktionäre, wenn die Kämpfe in der Wirklichkeit den Ausgang nehmen würden wie in ihrem Märchen. Doch es kommt ja immer anders. Da uns der Raum verbietet, das Machwerk, das unter dem Titel „Die blutige Katze" als ein „Märchen für politische Kinder" bezeichnet ist, ganz abzudrucken, beschränken wir uns auf einen gedrängten Auszug, lassen aber zur größeren Erheiterung Anfang und Ende wörtlich folgen. Das Märchen beginnt:

„Es war einmal ein Herr, der regierte über ein großes Haus, hatte viele Untergebene, für die er väterlich sorgte und denen er reichlich Brot gab. Er suchte aber auch anderen gegenüber, die sonst nicht zu ihm hielten, gerecht zu werden. In seinem Hause war auch eine Katze, die hatte brandrotes Haar, scharfe begehrliche Augen und für ihr Alter von 40—50 Jahren noch ziemlich scharfe Krallen. Obwohl sie im Hause aufgewachsen war und vom Herrn ihr Brot erhielt, war sie doch immer unzufrieden, murrte fortwährend über den Herrn und widerstrebte allen seinen wohlmeinenden Anordnungen, indem sie die Hausgenossen gegen den Herrn aufwiegeln wollte."

Die rote Katze sucht die nationalliberale Maus und den freisinnigen rosaroten Sperling auf ihre Seite zu ziehen, um mit ihnen vereint gegen den angeblichen gemeinsamen Blutsauger vorzugehen. Beide sind sich über ihre Bereitwilligkeit nicht recht einig und die fromme schwarze Taube auf dem Dache verhält sich nicht nur gänzlich ablehnend, sondern versucht, die beiden obendrein der roten Katze abspenstig zu machen. Bei den ländlichen, fleißigen Maulwürfen hat die Katze erst recht kein Glück. Sie muß vor geschwungenen Erdschaufeln und geworfenen Erdschollen eilends flüchten. Erbost über die Abfuhr gerät sie mit der schon halb und halb bereiten Maus in Streit, in dessen Verlauf der willige Spatz von der Katze schließlich gefressen wird. Die schlaue Maus hätte sein Schicksal geteilt, wenn sie sich nicht im letzten Augenblick in ein Mauseloch gerettet hätte. Durch den Lärm wird der „regierende Herr" herbeigerufen und er bringt die rote Katze zur Räson:

„Ich weiß jetzt, wohin die Reise gehen soll," rief zornig der Herr, „ich will aber sehen, ob ich nicht einen anderen Weg mit Dir einschlagen kann," und der Ochsenfisel sauste durch die Luft. Ein böser Krallenhieb, der Blut fließen ließ, antwortete ihm. Jetzt stürzten alle Hausbewohner herbei. Die Katze wurde windelweich geprügelt und an die Wand gedrückt. Sie schlich halbtot zur Seite. Alle ihre Anhänger hatten sie verlassen, und sie führte nur noch ein kümmerliches, verachtetes Dasein. Die fromme Taube und die fleißigen Maulwürfe aber riefen: „So wird es allen denen ergehen, die . . .", den Rest riefen sie verschiedenartig. Seit dieser Zeit aber war Ruhe und Frieden im Hause."

Auch wir wissen, um mit dem „Herrn" im Märchen zu reden, wohin die Reise gehen soll. Der herrschenden Klasse wär's sehr lieb, wenn sie dahin ginge, daß das unterdrückte, bevormundete Volk eine Verbesserung seiner Lage in offener Empörung zu erlangen sucht. Dann könnte endlich mit aller Wucht der bereitgehaltene Ochsenfisel, worunter Soldaten und Maschinengewehre zu verstehen sind, in Aktion treten und ihm für lange Zeit alle Gelüste austreiben. Wollten die Arbeiter sich auf diese „Reiseroute" einlassen, dann wären sie freilich „politische Kinder". Aber da sie ihre Route anders und sicherer wählen, bleibt dem Märchen der „Süddeutschen Zeitung" keine andere Hörerschaft als die konservativ-agrarische, der es nach dem Herzen gefabelt ist.

Vom Jahrmarkt des Lebens.

Die sittliche Presse.

Die gesamte gutgesinnte Presse heulmeiert in allen Tonarten über die immer mehr zunehmende Unsittlichkeit. Selbst das weltentlegenste Kreisblatt trägt seinen Teil dazu bei, den Geist der Unzucht zu bannen, ist bestrebt, die verderbte Menschheit höheren sittlicheren Idealen zuzuführen. In diesem edlen Wettstreit darf selbstverständlich der durch Kruppgelder sittlich geläuterte regierungsoffiziöse „Berliner Lokal-Anzeiger" nicht zurückbleiben. Auch er singt in den höchsten Tonarten das Lob der Tugend, auch er steht seinen Mann im Kampfe gegen die unsittliche Geburtenbeschränkung. Die gesamten Moralanschauungen dieser sündvollen Welt, der trotz Tango und Matchiche statistisch nachzuweisen ist, daß immer weniger Kinder geboren werden, müssen reformiert werden. Die Menschheit muß zu ihrem schon in der Bibel festgelegten Lebensberuf, dem reichlichen Kinderzeugen, zurückgeführt werden. Und darum macht jetzt auch der „Lokal-Anzeiger" in Sittlichkeit.

Von sittlichen Grundsätzen allein aber raucht nicht der Schornstein. Diese ökonomische Binsenwahrheit kennen natürlich auch die geschäftskundigen Nachfolger des glücklich ausgeschifften August Scherl. Sie beschränken sich daher darauf, ihre sittlichen Ideale in den Textspalten zu propagieren. In der Inseratenplantage sieht's immer noch wie früher weniger tugendsam aus.

Aus den diversen vermischten Inseraten kann man den ganzen Lebens- und Leidensgang der „sittlich Gefallenen" zusammenstellen. Vom ersten Sehen des „Weißen Reiher im Tauentzienpalast", der postlagernd „um ehrbare Annäherung" ersucht wird, bis zur älteren Hebamme, die Auskunft in allen Fällen gewährt, ist die ganze Stufenleiter des Liebeslebens vertreten. Aber die Inseratenplantage des Führers in allen Lebenslagen sorgt auch dafür, wenn mit aller Gewalt ein kleiner Erdenbürger zur Welt will. In nicht weniger als 27 Inseraten preisen sich in einer Nummer des regierungsoffiziösen Blattes private Entbindungsanstalten an, die zur diskreten Aufnahme bereit sind. Wenn's auch nicht gerade sittsam und tugendhaft ist, was sich dort breit macht, den einen Vorteil hat es: der drohenden Entvölkerung der Welt wird nach bestem Kräften entgegengearbeitet. Und darin treffen sich schließlich die Interessen des sittlichen Blattes und seiner an der Klinke der Gesetzgebung sitzenden Hintermänner.

Tuet Buße.

Es ist doch etwas Schönes um die Alleinseligmachende. Frohsinn des Lebens gepaart mit christlicher Demut. Wochenlang drückten während des Karnevals die geistlichen Hirten beide Augen zu, wenn in sündhafter Lust gegen Keuschheit und christliche Sittenstrenge gefrevelt wurde. Ja, mancher der Hirten stürzte sich, angesteckt von fleischlicher Begierde, mitten hinein in den Karnevalstrubel, kniff hier einer schönen Teufelin in den fleischigen Nacken oder legte da seinen Arm um die Elfentaille einer anderen Schönen. Ja, der Karneval! Er erregt selbst das Blut des Heiligen, der in freudlosem Zölibat sein ärmlich Leben lebt. Und arg böse muß es besonders diesmal zugegangen sein! Gotteslästerungen, Beleidigungen des Herrn im Himmel in endloser Zahl sind während der Karnevalstage selbst von den Frömmsten der Frommen verübt worden. Aber auch dafür hat die christ-katholische Kirche Vergebung. Ist's doch im Karneval geschehen.

Wer als frommer Katholik am Aschermittwoch recht verkatert nach der „Mülheimer Volkszeitung" griff, konnte in ihr folgenden Seelentrost lesen:

Sühneandachten zur Sühne der Gott in diesen Karnevalstagen zugefügten Beleidigungen finden heute und morgen nachmittag in der Mariä-Himmelfahrtskirche (um 5 Uhr), in der St. Josefskirche (heute um 3, morgen um 4 Uhr), in der Herz-Jesu-Kirche (um 5¾ Uhr) und in der Mauritiuskirche (um 4½ Uhr) statt.

Es ist doch etwas Schönes um die Alleinseligmachende. Frohsinn des Lebens gepaart mit christlicher Demut.

Der Wettermacher im Kirchturm.

Von einem pfiffigen Pfarrer in der Bunzlauer Gegend weiß im „Bunzlauer Tageblatt" ein gelegentlicher Mitarbeiter die folgende erbauliche Geschichte zu erzählen: Vor einigen Tagen stieß ich bei der Besichtigung einer Dorfkirche im Turme auf eine alte Kesselpauke. Da ein solches Instrument nicht gerade zu den Inventarstücken einer Kirche zu gehören pflegt, so erkundigte ich mich nach der Geschichte der Pauke, und der Kantor erzählte mir folgendes: Es war noch zu den Zeiten des alten Pfarrers, der ein beschaulicher, die Ruhe liebender Herr war. Aber auch ihm war die Bitterkeit des Lebens beschieden, und zwar dann, wenn die Sommersonntage schon morgens so schwül waren und jeder sich ausruhen konnte, nur er nicht, da er die Predigt halten mußte. Da war er denn auf eine ingeniöse Idee gekommen. Während der Liturgie mußte der Küster oben im Turme dumpfe Schläge auf die Pauke tun, so daß es sich anhörte, als grolle der Donner in der Ferne. In der Meinung, es ziehe ein Gewitter herauf, drückte sich dann heimlich einer nach dem anderen, um sein Heu oder Getreide noch schnell trocken in die Scheune zu holen. Bis dann das allgemeine Kirchenlied gesungen war, hatte sich die Kirche entleert und der Pfarrer ersparte sich dadurch die Predigt.

Schiegel (schüttelt den Kopf): Nein, Herr Kommissar!

Kommissar: Aber es wäre sehr wichtig gewesen, mein Herr, wenn Sie es getan hätten. Denn vorgestern nachts ist in einem anderen Teile der Stadt, sehr weit von der Gürtelstraße, das gebe ich zu, ein Einbruch in einen Uhrmacherladen verübt worden.

Schiegel (schrickt zusammen): Wirklich?

Kommissar (ironisch): Das sollten Sie wissen. Es steht in allen Zeitungen.

Schiegel (beteuert erblassend): Ich habe wirklich keine Ahnung!

Kommissar: Das kommt, wenn man keine Zeitung liest. Ein großer Teil der dort entwendeten schwergoldenen Uhren trägt nach dem Urheber oder Eigentümer die Chiffre H. G. gleich Heinrich Gillmann!

Schiegel (bestürzt): Ich war vorgestern abends. . . .

Kommissar: Im Begriffe abzureisen. Aber warum reisten Sie nicht ab?

Schiegel: Ich wollte, wie ich schon sagte, aber ich wurde unwohl. . . . .

Kommissar (forscht): Deswegen besuchten Sie nicht das Stammgasthaus — nicht wahr? Das ist sehr schade. Sie würden sonst ein Alibi haben.

Schiegel: Ich wäre auch nicht gegangen, wenn ich nicht unwohl gewesen wäre. Denn ich verbringe jedesmal den Abend zuhause, bevor ich verreise, weil ich ausgeschlafen sein will.

Kommissar: Also in einer solchen sittlich verwahrlosten Bummelgesellschaft verkehren Sie!

Schiegel (fährt auf): Herr Kommissar, ich muß sehr bitten.

Kommissar (lautet): Bitten Sie weiter! (Ein Polizist erscheint. Er übergibt ihm die Uhr mit einer bestimmten Gebärde. Der Polizist salutiert und verschwindet.)

Schiegel: Es verkehren dort auch sehr gute Gäste: Ein Prokurist, ein Major außer Dienst, ein paar Korrespondenten, ein Postkontrolleur.

Kommissar: In dem Lokal? Es gibt viele Lokale, die sehr gemischte Gesellschaft haben. Aber wollen Sie mir kurz sagen, was Sie die Nacht über getrieben haben. Schliefen Sie?

Schiegel: Zum Teil!

Kommissar: Warum zum Teil?

Schiegel: Weil mich mein Unwohlsein zwang, öfter wach zu sein.

Kommissar: Sagten Sie nicht, Sie hätten ein Telephon auch in Ihrer Privatwohnung?

Schiegel: Jawohl, der Chef ließ es mir einrichten! (Der Polizist tritt wieder ein, flüstert dem Kommissar etwas ins Ohr.)

Kommissar: Man fragte an dem betreffenden Abend von dem Stammgasthaus mittels Telephon bei Ihnen an. Sie antworteten nicht und Sie waren doch zuhause!? — — —

Schiegel: Wirklich? Davon weiß ich gar nichts.

Kommissar (sehr befriedigt): Davon können Sie nichts wissen, weil sie nicht zuhause waren.

Schiegel: Doch! Ich war zuhause, hörte es aber nicht.

Kommissar: Ihre Wohnung besteht nur aus einem Zimmer?

Schiegel (erblaßt): Allerdings!

Kommissar (mit Stentorstimme): Wo waren Sie zu der Zeit, da der Einbruch bei Heinrich Gillmann stattfand, wo lauter goldene Uhren gestohlen wurden? Uhren, die genau wie diese hier, die Chiffre H. G. tragen?!

Schiegel (zittert): Herr Kommissar: ich war zuhause!

Kommissar: Und hörten das Telephon nicht!

Schiegel (zögernd): Ich befand mich fünfundzwanzigmal an einem Ort, den ich auf Grund des Vertrages benützen darf! In diesem ist aber kein Telephon untergebracht!

Kommissar (erstaunt): Was soll das heißen? Ihre Quartierfrau ist Witwe, wollen Sie diese? (Der Polizist tritt ein, legt die Uhr auf den Tisch und flüstert dem Kommissar etwas ins Ohr.)

Kommissar (zieht die Brauen hoch, scharf): Ist das die Art eines honorigen Herrn, solche verdächtigende Bemerkungen zu machen?

Schiegel: Um Gotteswillen, ich will Niemand verdächtigen!

Kommissar (wütend): Ja was wollen Sie denn überhaupt hier? Glauben Sie denn auch, daß wir Zeit haben, uns wegen einer Goldinuhr stundenlang herumzuschlagen?

Schiegel (reißt die Augen auf): Eine Goldinuhr!

Kommissar: Selbstverständlich! Sie hat mit Behang einen Wert von drei Kronen.

Schiegel: Pardon, Herr Kommissar, das wußte ich nicht.

Kommissar: Das hätten Sie wissen müssen! Unter allen Umständen mußten Sie vermeiden, der Sache den Anschein zu geben, als ob eine sehr ehrenwerte Frau, wie Ihre Quartierfrau, Sie verhindert hätte zu hören, daß man Sie antelephonierte!

Schiegel: Ja was hätte ich denn tun sollen?

Kommissar (barsch): Wir sind nicht dazu da, Ihnen zu sagen, was Sie hätten tun sollen. Wenn ich die Uhr gefunden hätte, hätte ich sie liegen gelassen, damit ein anderer um eine enttäuschte Hoffnung reicher geworden wäre! — Adieu! mein Herr.

Schiegel (stolpert zur Türe hinaus, die mit einem heftigen Knall hinter ihm zugeschlagen wird!)

Pardon, ... Herr Kommissar!

Eh' ich noch Fürst war von Albanien . . .

Eh' ich noch Fürst war von Albanien,
lebt' ich in Reichtum, Glanz und Pracht,
Doch hatt' ich keine Untertanien,
das hat mir Kummer oft gemacht.
O hätten doch noch meine Ahnien
an ihrem Enkelkind erlebt,
wie es die schwarzweißroten Fahnien
verläßt und nach Albanien strebt!

Jetzt bin ich Fürst hier in Albanien
und lebe nicht in Glanz und Pracht.
Hier gibt es keine Eisenbahnien
und nichts, was mir Vergnügen macht.
Schon bei dem ersten Schrei der Hahnien
ruft streng mich die Regentenpflicht,
an die sogar mich scheint zu mahnien
der kleine Floh, der mich zersticht.

Auch meine Frau meint, daß Albanien
nicht mit Neuwied vergleichbar sei.
Nicht einmal Torte mit Schlagsahnien
gibt es in dieser Wüstenei.
Auch fehlt es gänzlich hier an Damen
zu einem Kränzchen, das sie liebt.
Und unser Kind will gar nicht zahnien,
weil es hier nichts zu beißen gibt.

Ich armer Fürst ich von Albanien,
o Gott, sieh' an mein Herzeleid!
Es will mir manchmal so was schwanien,
als wär' es allerhöchste Zeit,
daß Du vor meinen Untertanien
mich Armen bringst in Sicherheit.
O gäb' es hier Aeroplanien —
wie balde wär' ich startbereit!

A.

Uebergeschnappt.

In der jüngsten Nummer eines in Berlin erscheinenden christlichen Traktätchens, dem „Sonntagsblatt", wird in einem Artikel „Aus Zeit und Welt" auf verschiedene Vorkommnisse der letzten Wochen hingewiesen. Der Krupp-Prozeß, die Bluttaten des geisteskranken Oberlehrers Wagner und der Prozeß gegen den Giftmörder Hapf müssen herhalten, um zu beweisen, wohin der Mensch gelangt, wenn er nicht Gott im Herzen trägt. An diese Betrachtung knüpft sich dann folgende Schlußfolgerung:

„So weit sinkt der Mensch, wenn er auch den letzten Funken von Gottesfurcht in sich erstickt, bekanntlich das gemeinsame heiß ersehnte Ziel von Monismus und Sozialdemokratie. Bildung ohne Gott schafft kluge Teufel und Gottlosigkeit ohne Bildung Bestien, wie außer Morden so den genannten, vor allem auch die sich so unheimlich mehrenden reinen Lustmorde lehren. Aber was fragt die Sozialdemokratie nach solchen Früchten, wenn sie nur ihr heiß ersehntes Ziel, den Zukunftsstaat, erreicht und ihre Gefolgschaft dauernd auf dem Wege dahin erhält.

Mehr oder weniger meschugge sind ja viele Menschen. Schlimm aber ist es bestellt um solch einem Armen im Geiste, wenn er sich seine Uebergeschapptheit noch schriftlich bestätigt.

Theater.

Neues Volkstheater: Frau Warrens Gewerbe, Schauspiel von Bernhard Shaw. Seit etwa zehn Jahren kennen wir dies Drama. Nicht bloß eins der aufwühlendsten Stücke, die die Freie Volksbühne damals zur Aufführung gebracht hat, ist es zugleich das kühnste und beste aller Werke, die Shaw bisher geboten. Und wir stellen fest: Kein Jota daran, weder im technischen Aufbau, noch im Inhalt, wirkte jetzt abgeblaßt oder veraltet. Scharf und klarsichtig hat Shaw die Grundübel der Gesellschaft aufgedeckt. Entsetzliches Elend der Fabrikarbeiterinnen und sonstiger Lohnsklaven auf der einen Seite; Gier nach Besitz, Müßigkeit und Lasterhaftigkeit auf der anderen. Hätte die arme Mutter für gute Erziehung und Schulung ihrer vier Mädchen sorgen können, dann wären die einen nicht Fabrikarbeiterinnen, die anderen nicht — Bordellhalter geworden.

Allerdings ist Frau Warren durch das verrufenste aller Gewerbe zu Wohlstand gekommen. Sie hat Dirnenhäuser in verschiedenen Großstädten. Die warfen viel Geld ab. Ihr schuftig-schamloser Kompagnon, der Typus des rohen kapitalistischen Wucherers von heute, zieht 35 Proz. für seine Bareinlage. Damit der Reichtum beisammen bleibe, angelt der Kompagnon nach Frau Warrens einziger Tochter — obgleich er ihr leiblicher Vater ist. Einem intimen Verhältnis zwischen Frau Warren und dem jetzigen Pastor Gardner ist der junge Frank, dieser Typus des arbeitsfaulen, genußfroh lebenden Engländers, entsprungen. Frau Warren hat ihrer Vivie eine ausgezeichnete Institutserziehung und Universitätsbildung angedeihen lassen, um sie ihrer Sphäre fern rein zu erhalten. Ihr Geschäftsteilhaber soll sie nicht bekommen, aber auch nicht der junge Frank.

Vivie ist eine starkgeistige Persönlichkeit und fähig genug, sich selbst durchs Leben zu bringen, ihr Dasein nach eigenem Willen zu führen. Eine Bestimmung, Frau und Mutter zu werden, erkennt sie nicht an; sie fühlt sich stark genug, die Stimme des Blutes den Gesetzen höherer Menschenmoral unterzuordnen. Sie hat ihre Mutter nie gekannt, nachdem ihr deren Vergangenheit und Lebensführung klar geworden ist, kann sie bei ihrer Art unmöglich anders handeln, als sie handeln will. Will sie sich selber treu bleiben, so muß sie sich mit stahlharter Konsequenz von allen, von ihrer Mutter und auch von Frank, für immer lossagen.

Dem Drama widerfuhr dank vorzüglicher Besetzung sämtlicher sechs Rollen eine selten kraftvolle Darstellung. Mit der Auseinandersetzung zwischen Mutter und Tochter als letzter Szene schien sich ein beträchtlicher Bruchteil der Zuschauer nicht befreunden zu können. ek.

Trianontheater: Er und der Andere; Lustspiel von Tristan Bernard und Athis. Einer jener Pariser Schwänke, deren hunderträdriger Verwickelungsapparat in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Komik steht. Das Vergnügen, ein paarmal im Laufe des Abends flüchtig auflachen zu können, wird mit einem stundenlangen verdrießlichen Aerger über den humorlos ausgeklügelten und ausgereckten Unsinn erkauft. Diesmal besteht der Trick darin, daß ein Pariser Romanschriftsteller zur Wahlzeit in ein kleines Nest verschlagen, als Leitartikler des radikalen und heimlich zugleich auch des feudal-konservativen Klatschblättchens fungiert, und in dieser Doppelrolle so ausfahrend polemisiert, daß er schließlich als Redakteur des „Leuchtturm" sich selbst als Redakteur der „Fackel" fordern muß. Etwa wie jener Jude, der es im Antisemitismus so weit gebracht hatte, daß er sich selber auf der Straße anfiel. Vielleicht daß wirbelnder Uebermut aus der Idee etwas wie eine satirisch-lustige Posse hätte holen können; indes die Art, wie die Autoren mühsam rechnend mit ihr jonglieren, bewegte sich nur in ausgetretenen Gleisen der Schablone. Sie häuften tollste Unglaublichkeiten ohne jene Tollheit, bei der sich lachend die Unvernunft vergessen läßt. Natürlich ist auch der Doppelredakteur nicht ein armer Schmock, der je nach der Bezahlung rechts und links schreibt — was in der öden Monotonie der Pariser Schwank-Lebemännertypen als angenehme Abwechselung gewirkt hätte — sondern ist selbst einer dieser abgegriffenen Boulevardiers, bei denen das ganze Leben sich auf die Jagd nach und das Gejagtwerden von Weibern reduziert. Für's rote Blättchen schreibt der Herr der galanten Buchdruckereibesitzers-Frau zuliebe, für das blaublütige, weil er sich für ein Grafentöchterchen interessiert.

Herr Junkermann ließ in der Rolle seine gewohnten, immer wirksamen Schwindler- und Verlegenheitsdrolerien spielen. Des betrogenen und ebenso betrügenswerten Druckereibesitzers, der beide Zeitungen verlegt, nahm sich Herr Richard Leopold mit guter Laune an.

Spiel und Sport.

Die Benutzung des Stadions durch die Arbeitersportvereine.

Mit der Benutzung des Stadions durch die Arbeitersportvereine ist es nichts. Bekanntlich hatte der Deutsche Reichsausschuß auf die Anfrage des Arbeitersportkartells, ob das Stadion auch den Arbeitersportlern zur Verfügung stehe, eine zusagende Antwort erteilt. Anfrage und Antwort fielen in die Diskussion über die Zuwendung von Reichsmitteln für die Olympischen Spiele. Der Reichsausschuß sagte zunächst grundsätzlich zu, sich die näheren Bedingungen vorbehaltend. Wir sahen voraus, daß nach Lage der Dinge die Bedingungen schon so gestaltet werden würden, daß die Arbeitersportler gar nicht in die Lage kommen, das Stadion zu benutzen, und sich somit die Anfrage des Sportkartells nur zu einem billigen Triumph des Deutschen Reichsausschusses gestalten würde. So ist es nun auch gekommen. Zunächst wurde verlangt, daß ein Drittel des Erlöses der verkauften Eintrittskarten bei dem Arbeitersportfest Groß-Berlins dem Reichsausschuß zufließen solle; denn der Reichsausschuß braucht Geld, viel Geld. Dafür wird lediglich der nackte Platz des Stadions zur Verfügung gestellt. Trotz dieser hohen Anforderungen waren die Arbeitersportvereine bereit, abzuschließen, es wurden neue Schwierigkeiten bereitet. Der Deutsche Reichsausschuß erklärte auf einmal, es sei ihm nicht möglich, einen Tag frei zu machen, da der 21. Juni kurz vor den Verhandlungen dem Schwimmklub Poseidon angeboten und von diesem akzeptiert worden war. Nicht nur der Juni, sondern auch alle übrigen Sommersonntage seien vergeben, nur noch der Pfingstsonntag wäre frei. Das war nun auch den Arbeitersportlern zu arg. Ein Sportfest zu Pfingsten, wo alles, was laufen und krauchen kann, froh ist, aus dem Steinbaukasten heraus und in die freie Natur zu wandern — das ist ein Unding. Und so entschloß sich die vorige Woche stattgefundene Generalversammlung der Arbeitersportvereine, dem Reichsausschuß auf diese Zumutung, die gar nicht ernst genommenen werden konnte, eine ablehnende Antwort zu erteilen.

Dem Reichsausschuß ist es gar nicht ernst, das Stadion den Arbeitersportvereinen zur Benutzung zu überlassen. Man lehnt nicht direkt ab, sondern richtet es so ein, daß der andere Teil gar nicht in die Lage kommt, die Zusage in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Arbeitersportvereine werden sich auch ohne Stadion zu helfen wissen, sie sind heute um eine Lehre reicher.

Schwimmfest des Schwimmvereins „Vorwärts".

Am Sonntag hielt der Schwimmverein „Vorwärts" Berlin 1897 bei vollbesetztem Hause in der Badeanstalt Bärwaldstraße sein erstes diesjähriges Abteilungsschwimmfest ab. Die Erschienenen wurden durch einen zündenden Prolog, in dem Fräulein Gehrmann die Schönheiten des Schwimmsports pries, begrüßt. Die verschiedenen Abteilungskonkurrenzen, geschwommen von den Abteilungen Bärwaldstraße und Kottbuser Damm, zeigten recht erfreuliche Resultate. Auch bei den Vereinskonkurrenzen wurden gute Zeiten erzielt. Neben den Wettkonkurrenzen wurden die Besucher noch durch einen Reigen erfreut, der von den Abteilungen Bärwaldstraße und Kottbuser Damm ausgeführt wurde. An das Schwimmfest schloß sich im Gewerkschaftshause eine recht gut verlaufene Nachfeier.

Fußball.

Eiche-Tegel, 1. Männermannschaft, gegen Fichte 9, 1. Männermannschaft 1 : 0 für Eiche-Tegel. — Eiche-Tegel, 1. Jugendmannschaft, gegen Hertha, 2. Jugendmannschaft 3 : 0 für Eiche. — Rüstig-Vorwärts, 1. Männermannschaft, gegen Tempelhof-Mariendorf, 1. Männermannschaft 5 : 2. — Rüstig-Vorwärts, 2. Männermannschaft, gegen Neuhellas, 2. Männermannschaft 5 : 0. — Fichte 17 gegen Weißensee 1 : 1. — Rummelsburg gegen Fichte 8 3 : 3. — Südstern gegen Neuhellas 2 : 3. — Fichte 12 gegen V. f. B. 4 : 1. — Charlottenburg gegen Schöneberg 6 : 2. — Alemannia gegen Fichte 11 5 : 4. — Oberspree gegen J. V. C. 7 : 1. — Str. V. C. gegen Fichte 15 9 : 2. — Eintracht gegen Jung-Stralau 1 : 9. — Freie Sportvereinigung gegen Fichte 6 14 : 1. — Fichte 1 gegen Fichte 7 2 : 3. — Bernau gegen Reinickendorf 1 : 1. — Fichte 4 gegen Fichte 16 0 : 2. — Adler gegen Neukölln-Britz 2 : 6. — Oberspree gegen Alt-Glienicke 6 : 0. — Vorwärts gegen Oberspree 0 : 2. — V. f. B. gegen Rummelsburg 2 : 8. — Fichte 15 gegen Hertha 0 : 3. — Borussia gegen Adler 4 : 3. — N. V. C. gegen Hertha 3 : 6. — Liberta gegen Fichte 17 1 : 4. — Fichte 11 gegen Fichte 3 3 : 4. — Weißensee gegen Fichte 12 0 : 6. — Hertha gegen Lichtenberg 4 : 2. — N. V. C. gegen Freie Sportvereinigung 12 : 0.

Faustball.

Pankow gegen Wittenau 34 : 22. — Schönholz gegen Reinickendorf 54 : 86 Punkte.

Hockey.

Fichte 10 gegen Fichte 8 7 : 2 für Fichte 10.

Radrennen im Sportpalast. Die Radrennen, die den langen Winter über feiern mußten, haben jetzt im Sportpalast in der Potsdamer Straße für eine kurze Zeit eine Stätte gefunden. Als Einleitung des 7. Berliner Sechstagerennens, das am 4. März beginnt, fand am Sonntagabend das Eröffnungsfahren statt. Der Besuch war ein guter. Das Hauptinteresse erregte das Zusammentreffen der Fahrer Rütt, Friol und van Bever, die eine besondere Klasse darstellen und sich im Match in drei Läufen maßen. Den ersten Lauf gewann Rütt leicht mit gutem Vorsprung vor dem Belgier van Bever und dem Franzosen Friol. Der zweite Lauf zeitigte dasselbe Resultat. Auch im dritten Lauf erwies sich Rütt als seinen Gegnern weitaus überlegen. Eine humoristische Einlage war das Match Dickentmann gegen Pawke-Packebusch. Der Holländer fuhr in einem gedeckten, fischähnlichen Rad, das vollständig geschlossen ist. Nach 18 Runden holte der „Fisch" seine Gegner ein und gewann das Rennen.

Resultate: Großer Winterpreis. Match in drei Läufen. 1000 M. 1. W. Rütt, 9 Punkte; 2. van Bever, 5 Punkte; 3. Friol, 4 Punkte. — Eröffnungsfahren, 1600 Meter. — 200, 75, 50 und 20 M. 1. Schrage, 2. Packebusch, 3. Finn, 4. Krahner. — Prämienfahren. 7500 Meter. 50, 30, 20 und 10 M. 1. Finn, 2. Schwab, 3. Hoffmann, 4. Kudela.

Gegen die Radrennerei. Der Schweizerische Radfahrerbund und seine Ortsgruppen lassen alljährlich eine große Zahl Radrennen ausfahren und selbstverständlich hat der „Rad-Sport", das Organ des Schweizerischen Radfahrerbundes, die Aufgabe, die Jugend für die Radrennerei zu begeistern. Ueber diese fällt aber das Blatt in der Nummer vom 20. Februar d. J. folgendes Urteil:

„Das Rad eignet sich nicht zu sportlichen Kämpfen in der bisherigen Weise. Schweren Herz- und Lungenleiden verfielen vielfach die Renner, die berufsmäßig dieser Tätigkeit huldigten und in der denkbar ungünstigsten Stellung, über die Lenkstange gebückt, auf der Rennbahn dahinjagten, und zum mindesten ist der Anblick dieser keuchenden und am Ziele atemlos ihren Freunden in die Hände fallenden Menschen unerfreulich. Niemals darf der Segen des Radfahrens aus Unverstand in Unsegen verwandelt werden. Aufrecht, wie beim Reiten, soll der Führer im Sattel sitzen und das Tempo der Fahrt darf niemals so gesteigert werden, daß der Fahrer einen roten Kopf oder Herzklopfen bekommt oder kurzatmig wird. Die Gewohnheit, auf der Chaussee herzujagen, der Hintermann in dem vom Vordermann aufgewirbelten Staub, ist unbedingt zu verwerfen und die Haltung muß stets gestatten, daß das Herz frei arbeitet."

Die Haltung des „Rad-Sport" wird mit Recht als sehr widerspruchsvoll bezeichnet werden können, wenn er sich in Zukunft wieder für den Rennunsinn ins Zeug legt.

Arbeiter und Buchmacher.

Den Hang der Engländer zum Wetten sucht neuerdings eine Buchmacherzentrale in Genf (Schweiz) auszunützen, die sogar eine Abteilung für die Tom Mann und neun andere bekannte Gewerkschafter ihre Namen hergegeben haben, sollen schon von dem nächsten Rennen ab einen festen Reingewinn von 25 000 M. für jede Rennsaison zur Verwendung im Sinne der Arbeiterbewegung (!) erhalten.

Erfreulicherweise hat sich das „Tagblatt" der Arbeiterpartei sofort ganz energisch gegen diesen Schwindel und gegen den Versuch gewandt, den Einfluß der Arbeiterbewegung zur Förderung eines Sports zu benutzen, der seit jeher der englischen Arbeiterschaft und ihrer Bewegung den schlimmsten Schaden zugefügt hat. Unverständlicherweise versuchen die Gewerkschafter, die sich zu dem ganzen Mannöver mißbrauchen ließen, ihre Haltung auch noch zu verteidigen.

Sozialdemokratischer Wahlverein f. d. 5. Berl. Reichstagswahlkreis.

Am Sonnabend, den 28. Februar verstarb unser Mitglied, der Restaurateur

Rudolph Schwanz

Ehre seinem Andenken!

Die Beerdigung findet am Dienstag, den 3. März, nachmittags 3 Uhr, von der Leichenhalle des Bartholomäus-Kirchhofes, Weißensee, Falkenberger Straße, aus statt.

Um zahlreiche Beteiligung bittet

Der Vorstand.

Am Sonnabend, d. 28. Februar, verstarb mein lieber Mann, unser guter Vater

Rudolf Schwanz

im 53. Lebensjahre.

Die trauernden Hinterbliebenen

Elise Schwanz,
nebst Kindern.

Die Beerdigung findet am 3. März, nachmittags 3 Uhr von der Halle des St. Bartholomäus-Friedhofes Weißensee, Falkenbergerstraße aus statt.

Sozialdemokratischer Wahlverein Neukölln.

Am Freitag, den 27. Februar verstarb unser Parteigenosse

Karl Benk

Allerstraße 44, 21. Bezirk.

Ehre seinem Andenken!

Die Beerdigung findet am Dienstag, den 3. März, nachmittags 2½ Uhr, von der Leichenhalle des Neuköllner Gemeinde-Friedhofes, Mariendorfer Weg, aus statt.

Um rege Beteiligung ersucht

Der Vorstand.

Berichtigung.

Die Beerdigung des am 26. März verstorbenen Genossen

Karl Lindner

findet heute nachmittag nicht 3 Uhr, sondern **5 Uhr** von der Leichenhalle des Zentral-Friedhofes in Friedrichsfelde aus statt.

BERLIN C **H. Esders & Dyckhoff** Gertraudtenstr. 8-9 Petri-Kirche

Herren-, Knaben- und Damen-Kleidung

Zur Konfirmation

Konfirmanden-Anzüge
ein- und zweireihig, mit kurzen und langen Hosen, aus schwarzen und blauen Cheviots, Diagonals und Tuch-Kammgarnen
12.50 14.– 17.– 20.50 24.– 27.– bis 52.–

Konfirmanden-Anzüge
Smoking-Form, sehr apart und kleidsam, aus besten, schwarzen Tuch-Kammgarnen,
M. 36.– 42.– 46.– 52.–

Konfirmanden-Anzüge
ein- und zweireihig, aus marengo Cheviots
M. 22.– 24.– 27.– 30.– 36.– bis 48.–

Hüte steif u. weich M. 2.25–3.50
Krawatten 0.65–1.50
Handschuhe 1.95 und höher
Wäsche in großer Auswahl

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW.